

Rainer Langhans

Das Buch

Der Mitbegründer der Kommune I und ehemalige Freund von Uschi Obermaier erzählt erstmals seine Lebensgeschichte. Dabei eröffnet sich ein faszinierendes privates und gesellschaftliches Panorama – von der sogenannten sexuellen Revolution in der Zeit um 1967 über spirituelle Selbsterfahrungen bis hin zur Frage, wie ein von Konventionen befreites Leben im Alter aussehen könnte.

Rainer Langhans ist ein Grenzgänger zwischen Ost und West, zwischen gesellschaftlichem Aufbruch und privatem Rückzug, zwischen radikaler Selbsterforschung und medialen Klischees. Zu seiner Familie zählt er Rudi Dutschke genauso wie Baby Baader. Mithilfe der Rolling Stones wollte er in den frühen 70ern einen Popkonzern gründen. Nach der Erfindung der Jugend unternimmt er heute, zusammen mit fünf Frauen, den Versuch, das Alter neu zu erfinden.

Der Autor

Rainer Langhans, geboren am 19. Juni 1940 in Oschersleben bei Magdeburg, lebt als Autor und Filmmacher seit 1969 in München.

Inhalt

1	Ich bin's	2
2	Polaroids	3
3	Berlin	8
4	Kommune	13
	Aufbruch	13
	Utopia	18
	Trips	25
5	Uschi	32
6	Highfisch	36
7	Welt am Draht	42
8	Meister	45
9	Sex	49
10	Apartment	51
11	Unter Frauen	52
12	Jung werden	55

Ich bin's

Ein Mensch wird dem anderen immer ein Rätsel sein. Auch wenn man sich noch so gut kennt – ein Rest an Unergründlichem bleibt. Für manche Dinge wird man nicht einmal eine Sprache finden. Selbst in der Dichtung nicht.

Ich finde, dass man Geheimnisse verraten darf. Jene Geheimnisse, die nicht verraten werden sollten, können gar nicht verraten werden, weil sie ein anderer niemals wirklich versteht. Sie schützen sich selbst. Jeder sollte alles wissen dürfen. Ich bin gegen Geheimnistuerei.

Ich habe mich sehr früh mit der Frage beschäftigt, wer ich bin und was ich hier soll. Was das Ganze überhaupt soll.

Schon als Kind ging es mir so, dass alle anderen seltsam unbeschwert auf mich wirkten. Wie hinter einer Milchglasscheibe schaute ich ihnen zu, wie sie redeten, lebten, ihr Ding machten. Ich gehörte nicht dazu. Mein Normalzustand war, dass ich mich fremd fühlte und nicht wusste, wie das Leben funktioniert. Weder im Großen noch im Kleinen. Selbst Danke oder Guten Tag sagen fiel mir schwer. Ich spürte den richtigen Moment nicht.

Ich habe mich gefragt: Warum bin ich das Kind meiner Eltern? Warum bin ich nicht wie meine Geschwister oder meine Kameraden, die so unbefangen miteinander umgehen? Ich wusste nicht, was mit mir los ist. Das ging soweit, dass ich das Gefühl hatte, aus dem Körper herauszufallen.

Ich habe damals nicht viel herausgefunden mit dem ewigen Reflektieren, diesem Bohren in mir selbst. Da waren keine Ergebnisse, Erkenntnisse oder Sinnzuwächse, die ich hätte verzeichnen können.

Und dann gab es einen ersten Schimmer von Begreifen – in der Studentenrevolte. Plötzlich waren alle um mich herum von dem Gefühl überwältigt, dass ein ganz anderes Leben möglich wäre. Für mich jedenfalls war es entscheidend, man kann fast sagen lebensrettend, als ich das erste Mal sah: Ich bin gesund - und krank ist die alte Ordnung, die mich bisher so bedrängt hat mit ihrer vermeintlichen Richtigkeit.

Weil ich so dringend Veränderungen brauchte und diese Zeit so intensiv erlebte und damit auch verkörperte, bin ich zu dieser etwas merkwürdigen und bekannten Figur geworden, die für viele Leute wichtig war. Zu Beginn war ich nicht politisch oder links, und ich wollte nicht die Welt verändern. Es war nichts davon. Ich habe mich einfach rein gestürzt. Mehr als viele andere.

Meine Exkommunarden sagen heute noch: Du spinnst. Die Geschichten mit deinen Frauen, das ist doch alles Quatsch. Du hast eine Macke gehabt. Und das Guruding sowieso.

Wir alle konnten nur einen kleinen Sprung in ein neues Leben machen und uns eine Weile darin aufhalten, was schon ungeheuer viel ist. Von heute auf morgen alles verändern – subito! –, das konnten wir nicht.

Als die Bewegung zusammenbrach, hatte ich das gleiche Problem wie viele andere: nämlich, zu überleben. Ich wollte keineswegs mehr in meinen alten Körper und in die alte trostlose Welt zurück, wo jeder einem nur sagt: Was willst du hier eigentlich? Du gehörst nicht zu uns, du gehörst nirgendwohin.

Viele aus der Bewegung sind verschwunden. Sind erschossen worden oder haben sich umgebracht. Kamen von Trips nicht mehr zurück. Sind in bürgerliche Existenzen eingetaucht und haben so getan, als ob nicht viel gewesen wäre. Andere haben versucht, auf kleinen Inseln weiterzumachen. Zu diesen gehörte auch ich – bis ich irgendwann dachte: Das ist das Ende. Ich wusste nicht mehr weiter.

In diesem Augenblick kam die entscheidende Wende. Ich bin eine Zeit lang aus dem Leben verschwunden und habe meine gesellschaftliche Existenz und sämtliche Gewohnheiten noch einmal sehr viel massiver in Frage gestellt als in der Zeit der Kommune.

Seit meiner spirituellen Klausur, die länger als zehn Jahre dauerte, bewege ich mich wieder mehr nach außen. Es ist bis heute so, dass ich meine inneren Erfahrungen nicht privatistisch verstecken – ein Erbe meiner 68er-Erfahrungen – sondern mit dem Außen verbinden möchte.

Das heißt nicht, dass ich viel erreicht hätte. Im Gegenteil. Ich halte mich nach wie vor für einen Stümper. Für einen ziemlich unerfahrenen Menschen. Und habe auch zu meinem Entsetzen festgestellt, dass ich gar nicht dieser großartige, geistige Mensch bin, für den ich mich hielt. Sondern eigentlich ein ziemlich stumpfsinniger Mensch – gemessen an den neuen Möglichkeiten, die ich jetzt sah. Das mag ja in der Studentenbewegung noch ganz toll gewesen sein, da gehörte ich mit zu den Größten, aber danach, an neuen Maßstäben gemessen, überhaupt nicht mehr.

Es gibt einen Dämon, der mich treibt, die berühmte Frage zu beantworten: Warum bin ich hier?

Er verlangt eine Antwort von mir, aber nicht die Antwort des Wissens. Er will, dass ich richtig lebe, und er lässt mich nie entspannt sein, so dass ich sagen könnte: Okay, ich habe einiges erreicht und bin irgendwo angekommen, jetzt bin ich hier, und es ist alles ganz gut so wie es ist - sondern er treibt und treibt mich weiter und lässt mir keine Ruhe. Ich habe dazulernen können, so dass ich nicht nur von ihm in fürchterlichen Stößen getrieben und geschleift werden muss, sondern dass ich einigermaßen, wenn auch stolpernd, mit ihm Schritt halten kann: Ich muss tun, was ich tue, ich bin bereit, mich zu verändern, mache die Dinge vielleicht nicht mehr so sehr verkehrt, dass er mir wieder einen Tritt geben muss: wieder falsch, komm jetzt, los, los, los ...

Darauf beruht mein zunehmendes Glück.

Das Schlimmste war, dass ich lange Zeit keinen Glauben, keine Hoffnung, keine Zuversicht besaß, dass das besser werden könnte, mein Leben.

2

Polaroids

Mein Vater hieß Hartwig, er war ein sinnlicher Mann. Einer, der schnelle Autos liebte und 1985 bei einem Unfall ums Leben kam. Er hatte etwas von einem Latin Lover und konnte seine Finger von den Frauen nicht lassen. Mit seinen tiefschwarzen Haaren und seinen blauen Augen fiel er auf. Er erzählte mir mal, dass er sogar einen Ariernachweis erbringen musste.

Er war in einer großbürgerlichen, reichen Familie in Jena aufgewachsen. Es gibt Bilder aus seiner Kindheit, auf denen er aufwändig kostümiert aussieht, geradezu wie ein Mädchen. Später als Student war er in einer schlagenden Verbindung, der Münchner Isaria. Als Geschäftsmann ging er immer wieder pleite, und doch war er ein kluger Mann, wenn auch kein Intellektueller.

Susanne, meine Mutter, war sehr gegensätzlich zu ihm. Ein Zweig der Familie stammte aus Straßburg; sie war entfernt mit Albert Schweitzer verwandt. Auch sie wuchs in Jena in einer wohlhabenden Familie auf, war aber eine intellektuelle Frau. Sie hatte studiert, konnte aber wenig daraus machen. Ihr Vater war Studienprofessor, und, wie ich erst später erfuhr, Mitglied der Schlaraffia gewesen – einer Loge, die es bis heute gibt und in der man sich scharfsinnig über alle möglichen Konventionen lustig machte. Ich habe meine Mutter als sehr häuslich in Erinnerung. Als die Kinder kamen, hat sie ihre eigenen Interessen immer mehr zurückgestellt, bis sie schließlich nur noch Mutter war. Ich fand sie sehr hübsch,

ohne dass sie eine ausgesprochene Schönheit gewesen wäre. Eine praktisch denkende, geistig sehr wache Frau, deren Ironie gefürchtet war.

Als meine Eltern heirateten, war mein Vater ihr erster Mann. Schon früh habe ich mich gefragt, was die beiden miteinander verbindet. Mein Vater, der Dandy, brauchte wohl einen Menschen, der ihn erdet. Aber warum sie sich in ihn verliebte? Es ging jedenfalls gründlich schief.

Bezeichnend für meine Mutter ist ihr zweifelndes „Na ja“ gewesen. Oder: „Hartwig, lass doch!“ Und er sagte immer etwas wie: „Suse, lass es uns doch genießen!“

Partys und Gesellschaftsleben, Liebesaffären und schnelle Autos, das liebte er. Auf Beziehungen, glaube ich, konnte er sich nicht wirklich einlassen. Zeitweise lebte er bei anderen Frauen. Meine Mutter deutete an, wie furchtbar alles für sie sei. Sie sprach es zwar nicht offen aus, aber man spürte, dass es das war, was sie dachte.

Die Rollen innerhalb der Familie wurden immer deutlicher: Mein Vater war der Familienvorstand. Wir hatten zu parieren. Meine Mutter war so etwas wie die Schutzheilige der Kinder. Sie untergrub die Autorität des Vaters, indem sie schwieg oder nur die Augen verdrehte, wenn er etwas sagte oder tat oder befahl. Das ging soweit, dass ihm irgendwann seine Autorität keiner mehr abnahm. Er wurde geduldet, mehr nicht. Meine Mutter hat bis zum Schluss nichts Gutes über ihn sagen können. Als alle Kinder aus dem Haus waren, ließen sie sich scheiden. Doch sie waren schon vorher getrennte Leute.

* * *

Mein Vater, der auch ein großer Tüftler war, hat schon in den Vierzigern viel auf Schmalfilm gedreht. Es gibt Farbfilme von mir als Säugling und als Kleinkind, die sich mit meinen Erinnerungen überlagern. Man sieht mich herumkrabbeln, meine ersten Gehversuche, oder wie ich in einem strahlend blauen, von meinem Vater gebauten Spielzeugauto mit dem Nummernschild 1943 herumfahre. Auf späteren Aufnahmen sieht man mich mit meinen Geschwistern. Wir liegen auf einem Bett, spielen im Garten oder klettern in einen Kaninchenkäfig. Wir scheinen ganz glücklich zu sein, manchmal lachen wir einfach nur in die Kamera. Meine Eltern hatten in kurzer Folge vier Kinder. Ich war der erste, 1940 geboren, meine Schwester ist 1941 geboren und mein Bruder 1943. Und meine letzte, sehr viel jüngere Schwester ist acht Jahre nach mir geboren worden, 1948.

Von meinen Geschwistern weiß ich, dass sie sich viel besser an manche Dinge erinnern als ich. Ich erkläre mir das so, dass ich sehr viele Leben geführt habe, mehr als sie vielleicht. Leben, die sich sehr voneinander unterscheiden und die jeweils vorangegangenen Geschichten verblassen ließen. Irgendwo müssen diese Geschichten natürlich noch sein, aber ich kann nicht einfach auf sie zugreifen. Es gibt ein paar markante Punkte, die ich mir gemerkt habe und abrufen kann. Die Frage ist, warum es genau die sind.

* * *

Als ich drei war, sind wir nach Pommern gezogen und zwei Jahre geblieben, bis zu unserer Flucht. Ich erinnere mich an dieses sehr schöne Gut, auf dem wir gelebt haben in Pommern. Mit einer großen Terrasse, umgeben von einem parkartigen Gelände. Immer mal wieder sah ich silberne Zigarren am Horizont auftauchen, in einem Bogen hochfliegen und sich dann in Luft auflösen. Später erfuhr ich, dass es die V2s des Wernher von Braun waren, die vom nahegelegenen Peenemünde aus starteten. Und ich erinnere mich an Sirenengeheul - das habe ich immer und immer wieder gehört. Als ich im Krieg mit meinen Eltern und Geschwistern fliehen musste, da gab es das ständig. Tiefflieger. Und ab in den Bunker. Immer öfter hörte man in der Ferne von unserem Gut aus das Donnern der Geschütze und sah die Bombergeschwader fliegen.

Es war ein strenger Winter Anfang 1945, und es musste alles sehr schnell gehen. Nachdem wir das Nötigste zusammengepackt hatten, sind wir auf großen Pferdeschlitten losgefahren, in dicke Decken gehüllt, mit Atemwolken vor den Gesichtern. Zuerst sollten wir auf ein Schiff, aber das war zu voll. Zum Glück, denn es wurde versenkt, wie wir viel später erfuhren. Dann stiegen wir in Güterzüge um. Wir sahen die Tiefflieger auf uns zukommen und mussten tagsüber in Bunker. Nachts fuhren wir dann weiter in Richtung Thüringen, der Heimat meiner Eltern.

Wir flüchteten nach Jena zu meinen Großeltern. Ins Haus meiner Großeltern hoch oben am Landgrafenberg. Von dort konnte man herunterschauen auf die brennende Stadt. Ein schauriger Anblick war das für mich. Und irgendwie auch schön.

* * *

Als der Krieg zu Ende war, hat mein Vater, ein Firma gegründet. Sie hieß Elektro-Union. Die ganze Familie hat mitgeholfen. Wir mussten Heizspiralen in Tonformen einlegen, daraus stellte er Kochplatten her. Das Material dafür stammte aus Militärbeständen.
In Jena habe ich die längste Zeit meiner Kindheit verbracht. Es wurde so etwas wie meine Heimat.

Alles wurde in der DDR, wie dann die sowjetische Besatzungszone hieß, für die Jugend getan. Alle litten unter der Knappheit oder Engpässen – die Jugend dagegen bekam alles.
Mit dem Rollschuhclub, in dem ich Mitglied wurde, machten wir Reisen, sind in andere Städte gefahren, wo wir gegen andere Mannschaften antraten. Als Junge Pioniere konnten wir in Werkstätten Boote aus lackierter Pappe herstellen, mit denen wir dann auf der Saale ruderten. In der Schule lernten wir Russisch, trafen uns mit russischen Pionieren und tauschten unsere blauen Tücher gegen deren rote.
Erst später, innerhalb der so genannten Freien Deutschen Jugend, begann die Indoktrination. Das habe ich nicht mehr erlebt. Man lernte dann nämlich Schießen in der Gesellschaft für Sport und Technik – und man lernte, wo der Feind ist – im Westen.

Genau dorthin ist unsere Familie dann auch geflüchtet. Kurz zuvor bin ich sogar noch getauft worden. Evangelisch. Das sagte mir nichts. Meine Familie war nicht religiös, atheistisch wäre schon zu viel gesagt. Meine Taufe war vielleicht ein letzter kleiner Widerstandsakt gegen das ungeliebte Regime.
Den wirklichen Grund für unsere Flucht habe ich nie genau erfahren. Die offizielle Version lautete: Mein Vater sei nicht linientreu, wolle mit der Partei nichts zu tun haben. Deshalb sei es hier nicht mehr auszuhalten. Der eigentliche Auslöser war wohl ein anderer. Das erfuhr ich erst sehr viel später – von der Familie meiner Mutter, die meinem Vater immer schon misstraut hatte. Demnach hatte unsere Flucht mit der Firma zu tun. Mein Vater hatte angeblich Steuern hinterzogen. Deshalb mussten wir verschwinden.

Bei unserer Flucht nach Berlin 1953 war ich 13 Jahre alt. Uns Kindern wurde nur gesagt, wir führen wie immer an die Ostsee Urlaub machen. Auf dem Rückweg sind wir über Berlin gefahren, und dort mit der S-Bahn über die Grenze. So war der Plan, der schließlich auch funktioniert hat.

Wir zogen zuerst nach Köln, wo mein Vater Bekannte hatte und eine Anstellung fand. Anfangs lebten wir noch in Baracken in einem Flüchtlingslager. Von dort ging es weiter nach Ingolstadt, und immer wieder hieß es: neue Stadt, neues Glück. Ortswechsel folgte auf Ortswechsel, Schulwechsel auf Schulwechsel. Von einer Besatzungszone in die nächste. Mein Vater versuchte jedes Mal von neuem, ein Geschäft, meist mit Autos, aufzubauen.

In den Besatzungszonen mit jeweils eigenem Schulsystem musste ich die Sprache nachholen, die mir in der letzten gefehlt hatte. Ich hing immer nach. Meine Geschwister waren im Gegensatz zu mir gut in der Schule, galten als hoch begabt und haben auch später die entsprechenden Stipendien bekommen.

Der Junge muss jetzt woanders hin, hieß es, als ich 15 war. Ich sollte in ein Internat, während meine Geschwister zuhause bei den Eltern blieben. Meine Eltern gaben mir zu verstehen, dass das auch als Strafe gemeint war - für mein rätselhaftes Verhalten, für meinen Widerspruchsgeist, für die Streitereien mit meinem Vater.
Zuerst war ich nur Tagesschüler.
Doch dann sagte meine Mutter: »Wo wir hier so beengt sind, und dann auch noch die Streitereien, da ist es besser, dass du dort bleibst, gleich ganz aufs Internat gehst.«

* * *

Die Internatsschule, die ich die nächsten sieben Jahre, bis ich 21 war, besuchte, war in Königfeld und gehörte zur Herrnhuter Brüdergemeine. Gemeine und nicht Gemeinde. so hieß der Name korrekt. Dabei handelte es sich um eine Freikirche innerhalb der evangelischen Kirche. Ich bin eher zufällig hier gelandet. Die Schule war vom Lehrplan her die am besten geeignete in der Nähe von Villingen, wohin meine Eltern damals gezogen waren. Ich bekam ein Stipendium, weil meine Eltern das sonst gar nicht hätten bezahlen können.

Ein paar verstreute Häuser, von denen die meisten den Brüdern und Schwestern gehörten, das war alles. In der Ortsmitte gab es das Andachtshaus, ein großer weißer Saal mit langen weißen Holzbänken und einer Orgel. Anstelle eines Altars stand ein ebenerdiger Tisch. Auch wurden keine herkömmlichen Predigten von einem Pfarrer gehalten, sondern Gemeindemitglieder erzählten von ihren spirituellen Erfahrungen. Die Herrnhuter verstanden sich als singende Gemeinde. Singen gehörte nicht zu meinen Stärken.

Wir waren in getrennten Internaten untergebracht und gingen in gemischte Klassen. Unsere Erzieher und Lehrer mussten wir mit Bruder oder Schwester anreden. Es gab ein pädagogisches Konzept: Die Schule sollte ein Bollwerk bilden gegen die Reizüberflutung der modernen Welt. Das Leben, das zählte, war ein geistiges, weit weg von den Versuchungen der Außenwelt und ihren die Seele zerstörenden Einflüssen, wie gerne gesagt wurde. Mit Gott konnte ich nicht viel anfangen. Ich habe mich zwar an allem beteiligt, was von mir verlangt wurde. Wenn es aber irgendwie möglich war, bin ich mit ein paar anderen lieber in den Wäldern herumspaziert, statt in die Kirche zu gehen: Waldkirche nannten wir das.

Mein Hauptlehrer hieß Bruder Rublack. Er war zugleich der Leiter des Oberstufeninternats und mochte mich sehr gerne. Ihm gefiel es sicher, dass ich erwachsener und vernünftiger wirkte als die meisten meiner Klassenkameraden, weil ich außerstande war, so kindisch und auch unbeschwert zu sein wie sie. Schließlich wurde ich der Kulturwart des Internats. Eine meiner Aufgaben bestand darin, Radioprogramme für die Schüler zusammenzustellen. Das musste der Internatsleitung vorgelegt und genehmigt werden, bevor wir etwas anhören durften. Wir sollten ja geschützt werden vor der Welt da draußen. Und da es noch kein Fernsehen gab, war das Radio das einzige Fenster zur Welt. Dieses offizielle Radio stand im Kulturzimmer.

Mithilfe eines Bausatzes, den es zu kaufen gab, bauten wir Detektoren. Das waren kleine Kästen, die einen Kondensator hatten, mit dem man die Lautstärke regeln konnte. Sehr leise, aber über Kopfhörer ging das. Es gelang uns, Radio Luxemburg zu empfangen. Da gab es die wöchentliche Schlagerparade. Hang down your head, Tom Dooley. Aber da liefen nicht nur Schlager, sondern auch Jazz. Bei den seltenen Besuchen zuhause hatte ich mir Schallplatten gekauft: Jelly Roll Morton. Altes Jazz-Zeug. So haben wir auf die eine oder andere Weise versucht, von der viel beschworenen bösen Welt doch noch etwas mitzubekommen.

Neben dem Schulgebäude befand sich eine Scheune für Veranstaltungen. Dort wurden Filme zu unserer kulturellen Erbauung gezeigt. Und es wurden Gäste eingeladen, die Vorträge hielten. Walter Jens zum Beispiel war einige Male hier gewesen.

Er war ein hoch aufgeschossener schlanker Mann mit asketischem Gesicht und kaum zu bändigenden Haaren, die nach hinten wegzufiegen schienen, während er voller Begeisterung sprach. Seine leidenschaftlich gehaltenen Vorträge haben mich fasziniert. Ein toller Mensch, habe ich gedacht. Er war vielleicht der erste, der mir das Gefühl vermittelte, so möchte ich auch werden: ein kluger, rhetorisch versierter Mann, der für den Geist glüht.

Die Gäste waren eine Gelegenheit, für eine Weile unsere fast sektiererische, kleine Welt zu vergessen. Die immergleichen Rituale langweilten die meisten von uns: Komm Herr Jesus, sei unser Gast vor dem Essen und nach dem Essen. Beten und still sein. Die Wahlfreiheiten beschränkten sich im Wesentlichen auf die Frage nach Kakao oder Milch bei der Schulspeisung.

* * *

Mit 16, 17 Jahren war ich immer noch ein mehr oder weniger schüchterner, unerfahrener Junge, der sich zudem völlig einsam fühlte. Ich vergrub mich daher in Büchern und bewegte mich so in andere Welten, in

große Gegenwelten: Die Geschichten aus 1001 Nacht. Oder Gustav Freytag, Soll und Haben. Alles Mögliche, möglichst lang, möglichst fern. Und völlig unsystematisch. Ich habe wohl unter dem Gesichtspunkt der Lebenshilfe gelesen, des Lebenverstehenwollens.

Von den anderen wurde ich gerne aufgezogen. Das fing mit meinem Namen an, der zu Witzen einlud, die mich damals verletzten. Dann trug ich Kleidung, die mir meine Mutter möglichst billig gekauft oder selbst genäht hatte. Ich musste Sachen anziehen, für die ich mich geschämt habe, Knickerbockerhosen oder Dufflecoats. Das war damals völlig aus der Mode, aber eben billig. Ich habe mir gesagt, wir sind nun einmal arm. Es geht nicht anders. So unterstütze ich wenigstens die Familie, und vor allem Vati, der immer fast pleite war.

Aber ich quälte mich damit, dass ich so auffiel: ein schlanker, leicht gehemmter junger Mann mit sehr kurzen Haaren und Brille. Die Brille trug ich, seit ich damals ins Internat kam. Als hätte ich spätestens da die Welt nicht mehr so genau sehen und mir mit meiner Kurzsichtigkeit vom Hals halten wollen.

Mein Abiturzeugnis war nicht besonders gut. Um Bedenkzeit zu haben, habe ich mich erst einmal zur Bundeswehr gemeldet. Ich hätte eigentlich nicht gemusst, da ich aufgrund meines geburtenstarken Jahrgangs ausgelost und freigestellt worden war. Man bekam, wenn man sich nach 12 Monaten noch für ein halbes Jahr weiter verpflichtete, eine Überbrückungsbeihilfe. Damit konnte ich dann ein Studium beginnen. Außerdem habe ich gedacht, dass es mir gut tun würde, eine völlig andere Welt zu erfahren. Ich würde Einiges lernen – und auch etwas über mich selbst herausfinden.

* * *

Beim Militär entwickelte ich nach und nach Ansätze eines kritischen Bewusstseins, das aber mit dem späteren linken Bewusstsein nicht zu vergleichen war.

Ich war ein guter Schütze, vor allem auf große Entfernungen, und das Schießen hat mir Spaß gemacht. Ich fing aber an, darüber nachzudenken, was wir da eigentlich tun: Lernen, wie man jemanden professionell umbringt. Auf den Scheiben, auf die wir schossen, war ja nicht irgendetwas abgebildet, sondern Menschen. Es war zuerst noch ein Bauchbewusstsein, so ein unklares Gefühl, nicht wirklich bereit zu sein, im Ernstfall die Dinge zu tun, die ich dort gelernt hatte. Und ich begann, mich dort mit Politik zu beschäftigen, weil ich irgendetwas tun musste, um der langweiligen Routine und dem einseitigen Befehlsgehorsam zu entkommen.

Ich hatte mich schon für ein halbes Jahr weiterverpflichtet und mich zur Offiziersausbildung gemeldet. Auf einem Offizierslehrgang in Hannover auf der Heeresoffiziersschule ging es um strategische Truppenführung, Taktik im größeren Maßstab. Den Unterricht leiteten Weltkriegsgeneräle. Mit denen fuhren wir in großen grünen Bundeswehribussen ins Gelände. Wir sollten das umsetzen, was wir zuvor im Sandkasten geübt hatten: Welche Verbände der Russen sich wo befinden, wo man mit taktischen Atomschlägen ihre weit überlegenen Panzerkräfte konzentrieren und binden kann und wie schließlich der entscheidende Vernichtungsschlag aussehen könnte. Mit Rauchkörpern, die wir mit uns führten, konnten wir sogar größere Atompilze simulieren. Es war ein genauso theoretisches wie absurdes Spiel, das wir da veranstalteten. Danach sollten wir einen Aufsatz über moderne Kriegsführung schreiben.

Zu der Zeit hatte ich ein Buch mit dem Titel Den Krieg im Frieden gewinnen von Stephen King-Hall gelesen, das mir meine Mutter gegeben hatte. Der Autor, ein bekannter britischer Militärtheoretiker, führte darin ein neues Konzept aus, das später bei den Grünen noch einmal zu Ehren kam: soziale Verteidigung. Sie sollte darin bestehen, den Feind ins Land zu lassen – und ihn moralisch zu besiegen, indem die Bevölkerung jede Form sozialen Umgangs mit ihnen verweigert. Der Feind würde den Druck erhöhen. Man riskierte dabei sein Leben. Todesdrohungen würden ausgesprochen, doch die Verweigerung sollte auf der ganzen Linie fortgesetzt werden. Und schließlich würde der Feind entnervt wieder abziehen. Etwa so, wie Gandhi das praktiziert hatte. Genau diese Strategie habe ich vorgetragen und zur Diskussion gestellt. Die Generäle waren empört. Mir war, naiv, wie ich wohl gewesen bin, überhaupt nicht bewusst, welche Provokation für sie darin liegen musste. Ich hatte den gesamten Berufsstand demontiert. Niemand ging darauf weiter ein.

Aber auch so war der Punkt erreicht, an dem ich es leid war. Die Enge, die ständige Überforderung, das ständige Befehl-und-Gehorsam-Spiel.

3

Berlin

Ich wohnte in einem kleinen möblierten Zimmer bei einer Zimmerwirtin in Charlottenburg. Man durfte nichts darin verändern. Es gab kein richtiges Bett, ich habe auf der Couch geschlafen. Ich war Anfang zwanzig, war zum ersten Mal in meinem Leben ungebunden und frei – und kannte absolut niemanden.

* * *

Viele Erfahrungen, die man normalerweise als Jugendlicher macht, waren mir bislang entgangen. Das wurde mir spätestens klar, als ich noch während meiner Bundeswehrzeit einen späten Verehrer meiner Mutter kennenlernte. Er war ein anarchistischer Künstler, in den sie sich verliebt hatte. Er hieß Gustav Kramer, und auch ich hatte mich mit ihm angefreundet. Er war ein einfacher Arbeiter und Bildhauer, der im KZ gewesen war und inzwischen auf einem Trümmergrundstück lebte, das ihm die Stadt Remscheid überlassen hatte; in den Resten einer Villa, die er sich auf abenteuerliche Weise hergerichtet hatte. Er misstraute dem neuen Staat und sah sich erneut verfolgt.

Auch seinen Sohn Bernd lernte ich kennen, einen Setzerlehrling, der mit richtigen Halbstarcken befreundet war und später Verleger werden sollte. Sie gaben eine Zeitschrift für Gedichte heraus und verfassten Flugblätter, die sie heimlich verteilten. Sie haben oft gefeiert und hatten bei Gustav immer sturmfrei. Fast alle rauchten. Mir war unbegreiflich, warum man das tun sollte. Und mir war es auch unangenehm, Alkohol zu trinken. Ich wollte nicht die Kontrolle über mich verlieren. Denn ich war viel zu vernünftig, um wie die anderen über die Stränge zu schlagen. Einmal aber habe ich gedacht: Mal sehen, was passiert, jetzt mache ich einfach mit. Schließlich war ich so betrunken, dass ich nicht mehr richtig laufen noch richtig denken konnte. Das hat mir gereicht.

Ich habe ganz deutlich gesehen, dass ich ein völlig lasches Bürgersöhnchen bin, mit dem nicht viel los ist und das nur harmlos mit seiner Uniform herumläuft. Ich habe ein paar Antikriegsgedichte geschrieben – vor allem, weil die anderen das auch machten. Selber war ich weder politisch noch irgendwie aufsässig, sondern introvertiert und irgendwie unglücklich. Ein ganz braves Jüngelchen eigentlich.

* * *

In Berlin, wo ich meine Zukunft sah, fühlte ich mich unzulänglich, ungelernt, ungelebt. Ich bin in der Gegend herumgelaufen, um etwas zu finden, von dem ich noch nicht wusste, was es sein würde.

Zuerst fand ich die Stadt ziemlich übel. Ein miefiges, kleingeistiges Volk. Alte Frauen in schwarzem Habit und mit Dackeln. Wehe, man hat etwas getan, was denen nicht gefiel. Es war so kleinkariert. Auch deswegen musste man irgendetwas machen, weil man sonst dieser Piefigkeit verfiel. Ich habe verzweifelt nach einer Gruppierung oder nach Leuten gesucht, mit denen ich mich verständigen könnte, die ich faszinierend fand, die mehr wussten als ich. Wo ich was lernen konnte. Ich wollte Leute finden, die geistig waren. Nicht links, nicht politisch, nicht irgendwas – sie sollten einfach klug sein.

Ich war kulturbeflissen, der Bundeswehr wegen, aus der ich gerade kam, weil die für mich der Ungeist schlechthin gewesen war. Deshalb hatte ich mir in der Bundeswehrzeit zur Aufgabe gemacht,

jede Woche einmal von vorne bis hinten Die Zeit zu lesen, auch Wirtschaft, Anzeigen, einfach alles. Ich hatte angefangen, mich so viel wie möglich zu informieren: Bücher zu lesen, damit ich dem Ungeist nicht noch mehr verfiel, als ich es ohnehin infolge der Ermattung und der Brutalität getan hatte, der ich unter dem Befehl von Vorgesetzten ausgesetzt gewesen war.

Ich begab mich unter die Dichter und Denker, unter die Kulturmenschen — ging auf Vernissagen, in die Theaterpremieren, in die Kinos. Ich habe mir neue Filme angeschaut, in Dahlem im kleinen Studenten kino oder am Steinplatz, das war der Klassiker.

Nach und nach habe ich die Berliner Szene kennengelernt. Ich freundete mich mit der Tochter von Ernst Schnabel an. Es war keine Liebesgeschichte im klassischen Sinn, obwohl es irgendwie doch eine Beziehung war. Ich habe sie wahrscheinlich bei einer Dichterlesung kennengelernt. Wie, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, dass ich immer unterwegs war.

Ihr Vater war Kulturpolitiker und hat mit Walter Höllerer die Zeitschrift Die Sprache des technischen Zeitalters herausgegeben. Höllerer kannte ich dadurch ein bisschen, Leute wie Christoph Meckel, Hans Magnus Enzensberger, Uwe Johnson. Diese ganze Ecke da in Friedenau, die Dichterecke, wo sie alle ihre wunderschönen Atelierwohnungen hatten. Corinna nahm mich überall hin mit.

Ich war damals noch außerstande, mit jemandem zu kommunizieren. Obwohl ich Kontakt suchte, gelang mir das nicht. Die Kulturmenschen waren sicher freundlich und fanden mich vielleicht sogar sympathisch, aber mir blieben sie fremd – weit entfernt und nicht erreichbar, so dass ich nicht sagen konnte: Du bist ein Mensch wie ich – und wir suchen und machen was zusammen.

Nach einer Weile empfand ich auch sie als kleingeistig. Sie waren zwar alle sehr gebildet; sehr angenehm in den Umgangsformen, sehr speziell, weil sie vieles wussten, viel mehr als ich. Auf den zweiten Blick aber waren es auch nur Leute, die ihre Höfe bestellten und versuchten, ihre Interessen durchzusetzen. Sie waren nicht das, was ich gesucht hatte: von einem besonderen Geist durchglüht, von einer besonderen Lebensintensität beflügelt. Und die einem wie mir, der nicht zu seinem Leben fand, einen Weg weisen würden. Ich empfand sie bei all ihrer Bildung und Kultiviertheit doch irgendwie als tot – oder nicht lebendig genug, um mich zu entzünden.

* * *

Ich wollte unbedingt studieren, weil ich das Potenzial, das ich meinte, in mir zu haben, entwickeln wollte. Dafür erschien mir – typisch bürgerlich – ein Studium als sinnvoll. Das machte man eben so. Bei meinen Geschwistern war es selbstverständlich, dass sie studieren würden.

Mein Problem war nur: Was sollte ich überhaupt studieren?

So bin ich zu meinem Vater gegangen und habe zu ihm gesagt: Ich will an die Uni.

Mehr wusste ich nicht.

Er sagte nur: Von mir kriegst du keinen Pfennig. Du bist nicht begabt genug, nicht klug genug. Du hast kein gutes Abiturzeugnis. Du bist zu dumm. Mach eine Lehre. Aber wenn du unbedingt willst, dann rate ich dir höchstens eins: Jura. Du hast zwar keine besondere Begabung, aber damit kannst du alles werden. Die Juristen haben die wahre Macht im Staate. Denen fährt keiner an den Karren.

Gut, habe ich mir gesagt, er hat wahrscheinlich recht. Im Wintersemester 62/63 hatte ich mit meinem Jura-Studium begonnen. Ich habe meine Scheine gemacht und sehr schnell festgestellt, dass die Juristen nicht diejenigen waren, die ich mir erträumt hatte: gebildete Menschen. Für mich waren sie Schacherer. Sie lernten verhandeln, lernten Verkehrssprachen, um Macht ausüben zu können.

Hauptsächlich wurden nach einem bestimmten Schema Fälle vorgetragen. A sagt zu B: du Idiot. Wenn B dann A eine reinhaut, darf er das? Welche Paragraphen kommen dabei zur Anwendung? In welcher Art könnte man den Rechtsfrieden wiederherstellen? Mit einer humanistischen Wissenschaft, wie ich sie mir vorstellte, hatte das nichts zu tun. Was man hier beigebracht bekam, diente nur dazu, die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Ich aber wollte mehr wissen, wollte unbekannte Dinge herausfinden. Auch über mich selbst. Nach zwei Semestern Jura habe ich mich für Psychologie im Hauptfach und für Philosophie und Soziologie in den Nebenfächern eingeschrieben.

Auch die Psychologie hat mich schnell enttäuscht. Es war die Zeit des Behaviorismus, stimulus and response, Reiz und Reaktion. Hier ließen sie Ratten herumlaufen, pieksten sie und haben geguckt, wie diese darauf reagierten. Um Gottes willen, habe ich gedacht: Was interessiert mich eine Ratte, die auf ein stromgeladenes Drahtgitter gesetzt wird?

Meine Scheine habe ich trotzdem gemacht. Immerhin gab es in Philosophie und Soziologie Seminare über Hegel und Simmel und über marxistische Theorien des frühen 20. Jahrhunderts.

Nach neun Semestern hatte ich alles zusammen, sogar meine Diplomarbeit war abgeschlossen.

Da sagte mir der Professor kalt lächelnd: Das ist zu soziologisch, was Sie da gemacht haben.

Er hatte mich machen lassen, um mir dann zu sagen: unbrauchbar.

Ich hatte ohnehin kaum mehr Zeit für mein Studium, weil ich schon tief in den Politgeschichten drinsteckte und hatte mir nur noch diesen einen Anlauf für einen Abschluss abgerungen. Was soll's, habe ich gedacht, ich wollte zwar Professor werden, Geistesgröße, aber es gibt was viel Besseres. Und deshalb ist es kein Problem, zugunsten der Lebenswissenschaft die tote Wissenschaft aufzugeben. Zumal, wenn sie mich so schlecht behandeln.

* * *

Ich war schon länger durch alle möglichen Gruppen gerauscht, durch studentische Verbände und Arbeitskreise. Nachdem ich die Kulturszene verlassen hatte, bin ich oft bei den Publizisten gewesen: Da wurden Filme vorgeführt und bis ins Letzte analysiert; das hat mich beeindruckt. Ulrich Gregor war einer der Initiatoren, der später bei der Berlinale die Independent-Reihe gemacht hat. Ich bin auch ans Otto-Suhr-Institut gegangen, habe mir Wilhelm Weischedel, Klaus Heinrich, Margaretha von Brentano angesehen und angehört, die ganzen Stars.

So kam ich zum Argument-Club, das war ungefähr 1965. Den Club hatten Assistenten der Philosophischen Fakultät gegründet. Sie waren leidenschaftlich und erkenntnisangezündet und so etwas wie die Kaderschmiede der späteren 68er-Bewegung. Grob gesagt ging es ihnen darum, Marxismus und Psychoanalyse miteinander zu verbinden. Dabei haben sie sich auf die Kritische Theorie bezogen, diese weiterentwickelt und auf die damalige Situation angewandt. Mit dem Ergebnis: Hier in dieser Gesellschaft läuft vieles falsch, eigentlich alles, auch konkret politisch. Sie haben eine Zeitschrift herausgebracht, die es heute noch gibt: Das Argument. Später kamen auch Bücher dazu.

Es waren brillante Leute: Wolfgang Fritz Haug, der eigentliche Anführer, dann Reimut Reiche, später SDS-Bundesvorsitzender, Sexualwissenschaftler und Psychoanalytiker. Er hat damals ein für viele wichtiges Buch geschrieben: Sexualität und Klassenkampf. Auch Bernhard Blanke und Jürgen Werth haben für die Zeitschrift geschrieben. Hochgestochene Texte. Sie und einige andere haben sich regelmäßig getroffen und diskutiert, Artikel vorbereitet und vorgelesen – eine Zeitungsredaktion und zugleich ein Debattierclub.

Ich habe ihnen zugehört, eineinhalb Jahre lang, ohne selbst ein Wort zu sagen. Ich habe wirklich nur zugehört und auf diese Weise Argumentieren gelernt. Reden konnte ich ja noch nicht. Dazu war ich außerstande.

Anderthalb Jahre lang habe ich kaum geschlafen, gelegentlich etwas geschrieben und so viel wie möglich gelesen. Auch im Bus und sogar auf dem Weg vom Bus in den Hörsaal – ich hatte buchstäblich immer ein Buch vor Augen: Marxismus, Psychoanalyse, Bücher über den Vietnamkrieg. Vor allem aber ging es im Argument-Club um Sexualwissenschaft und um die Wissenschaft der Utopiker: Frühmarxismus, Frühsozialisten, USPD-Geschichte.

Das utopische Wissen haben wir uns ohne Anleitung zusammengesucht, mit diesem brennenden Gefühl: Da muss es etwas geben; als Vorgefühl des 68er-Gefühls, nämlich dass eine andere Welt möglich ist. Wir haben alles zusammengesucht, was wir finden konnten, um eine revolutionäre, utopische Wissenschaft zu entwerfen, die uns erlauben würde, die Verhältnisse zum Tanzen zu bringen.

Sexualität hielt man im Argument-Club – der bis auf eine Frau aus Frankfurt ein reiner Männerclub war – für eminent politisch und für das Feld eigentlicher Politik. In der Form der sexuellen Beziehungen würde sich letztlich entscheiden, in welcher Gesellschaft man lebt; wie frei oder unterdrückerisch ein System ist. Wesentlich dafür waren Analysen der autoritären Persönlichkeit, die Adorno und Horkheimer im amerikanischen Exil ausgearbeitet hatten. Sie waren die wissenschaftliche Grundlage, um weiterführende Untersuchungen über die Adenauer-Gesellschaft vorzunehmen – über die nachfaschistische Gesellschaft, die noch stark von alten Nazis durchsetzt war.

Eine Sexualität allerdings, die die Mitglieder des Argument-Clubs offen gelebt hätten, war nirgends in Sicht. Forschung ja – aber keine Praxis. Das unterschied den Club wesentlich von der späteren Kommune. Auf theoretischer Ebene war der Argument-Club unschlagbar. Ich aber wollte neue Erkenntnisse auch praktisch umsetzen. Deshalb knüpfte ich erste Kontakte zum SDS, dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund.

* * *

Ich selbst hatte bis dahin noch keine Freundin gehabt und eigentlich auch keinen Sex. Ich hatte diese Art von Minderwertigkeitskomplex: Ich bin krank. Andererseits auch einen Grandiositätskomplex: Ich bin der Größte.

Was Sexualität angeht, stellte ich mir vor, dass ich mich sorgfältig und ernsthaft damit beschäftigen müsste. Die meisten anderen machten in meinen Augen bloß oberflächlichen Sex: aus Abenteuerlust und aus Spaß, einfach mal so, weil einen der Hafer sticht, wie man damals sagte. Das war mir fremd. Ich musste mich erst mal lange mit einer Frau unterhalten: über Schwierigkeiten, die man vielleicht hatte - um herauszufinden, ob man sich überhaupt verständigen konnte. Ob man überhaupt Zugang zueinander finden würde.

Ich war immer extrem langsam. Das Geistige ist schnell gewesen. Aber dieses Körperliche sehr langsam.

* * *

Im SDS bin ich einem Mädchen begegnet. Sie hieß Birgit, war so alt und in etwa auch so groß wie ich. Eine Literaturstudentin. Germanistin. Ein schmales, schlankes Mädchen mit einer schönen Figur. Kurz geschnittene schwarze Haare, wie Jean Seberg, bloß in Schwarz, dunkle Augen, sehr schönes Gesicht. Vom Typ her eher eine Intellektuelle, die sich aus ihrer Schönheit nicht viel machte.

Sie war schwierig und unglücklich. Nicht so leichtfertig, so lebenslustig, so normal, so oberflächlich, wie ich die anderen immer empfand. In vieler Hinsicht war sie mir sehr ähnlich. Sie konnte genauso schlecht mit anderen Menschen umgehen, aber wir konnten über Probleme reden und sind uns dadurch sehr nahe gekommen. Wir sind zum Kongress Notstand der Demokratie gefahren. Waren auf vielen Veranstaltungen. Sie hatte Depressionen und ging bei Dr. Günther Ammon in Therapie. Er war der Studententherapeut, der Gruppen- und Einzeltherapien anbot. Einmal habe ich sie dorthin begleitet. Dr. Ammon hat mir kurz in die Augen geschaut und meinen fragenden Blick erwidert, indem er zu mir sagte: Sie sind therapieresistent. Sie brauchen das auch nicht. Er war ein interessanter Therapeut und eine charismatische Figur. Später wurde er eine Art Therapieguru. Mein eigenes Bedürfnis, in Therapie zu gehen, das es sicher gab, schwand in der Revolte.

* * *

Komm, sagte sie zu mir. Jetzt muss es sein. Ich zeige dir das.

Sie hatte ein winziges Zimmer im Dachgeschoß. Es gab kein fließendes Wasser. Man pinkelte in einen Eimer, den man über eine Stiege runter in den Hof bringen musste. Unter den Dachbalken stand ihr winziges Bett. Dort passierte es.

Sie hat es sehr schön, sehr zärtlich, sehr behutsam mit mir gemacht. Mein erstes Mal.

Später sind wir zusammen in eine kleine Wohnung gezogen, gleich bei der Potsdamer Straße, in der Steinmetzstraße. Das war noch so ganz altes Zille-Berlin. Auf der anderen Seite der Straße befand sich ein Hinterhof, in dem Kühe gehalten wurden. Ich bin oft mit einer Aluminium-Milchkanne dorthin gegangen und habe mir frische, warme Milch geholt.

Wir wohnten ebenerdig und hatten die beiden Fenster, die in den Hinterhof gingen, mit Papier bespannt, weil sowieso kein Licht hereinkam und die Leute vom Treppenhaus gegenüber auf uns herabschauen konnten. Es war eine einfache Zwei-Zimmerwohnung mit Küche und Toilette. Ich hatte uns für ein paar Mark einen Durchlauferhitzer eingebaut. Als Schreibtisch diente ein Tapeziertisch, auf dem meine uralte riesige Schreibmaschine stand. In einem Zimmer war ein Kachelofen, der für beide Zimmer reichen musste. Das andere war unser gemeinsames Schlafzimmer.

Ich wusste nicht, was eine Beziehung überhaupt ist. Ich sah uns in einer Art Freundschaft, die Zärtlichkeiten mit einschloss und nicht sehr sexualisiert war, weil auch sie nicht so ein großes Interesse an Sex hatte. Es war eine Gemeinschaft von zwei unglücklichen, verlorenen Kindern, die große Probleme hatten mit sich und der Welt. Die wie Hänsel und Gretel, sich an den Händen haltend, in einem großen Wald verloren herumliefen.

* * *

Für eine gemeinsame Reise nach Italien hatte mir mein Vater ein kleines Auto geliehen. Er hatte eine Vertretung für BMW und Fiat und gab uns einen kleinen Fiat 500 Cabrio. Damit sind wir nach Italien getuckert und haben unser kleines Zelt irgendwo aufgebaut, wo wir niemanden störten und wo uns niemand störte. Es war schön, aber es war keine Liebesreise. Weil wir beide schwierig blieben. Und offensichtlich auch nicht begabt waren für eine Beziehung.

Was Birgit mir bedeutete, habe ich erst gemerkt, nachdem sie mich verlassen hatte. Ohne sie wusste ich auf einmal nicht mehr, wie ich weiterleben sollte.

Das Ende kam völlig überraschend und schockartig. Sie erklärte mir aus heiterem Himmel, sie wolle heiraten. Und Kinder kriegen. Ob ich das auch wolle. Sie wolle das auf jeden Fall und sofort. Ich konnte das überhaupt nicht nachvollziehen. Ich war selber noch so kindlich. Ihr Vorschlag war wie ein Ultimatum. Wir waren unfähig, darüber zu sprechen.

Als sie ihre Sachen packte, bat ich sie auf Knien, noch einmal mit mir zu schlafen. Ich weiß nicht, warum ich das tat, wahrscheinlich, um doch noch zu begreifen, was hier geschah.

Sie meinte kurz: Na gut, wenn's unbedingt sein muss. Sie hat es dann ziemlich widerwillig, oder sagen wir mal mitleidig, ein letztes Mal geschehen lassen.

Ich hatte den einzigen richtigen Orgasmus meines Lebens und konnte nicht mehr sprechen, nur noch lallen. Ich konnte nicht mal mehr sagen: Bleib doch. Denn ich war wie bewusstlos und habe sie kaum mehr wahrgenommen. Dann ging sie.

* * *

Später habe ich sie noch ein einziges Mal gesehen. Sie hatte ein Kind, oder vielleicht waren es sogar schon zwei, und lebte mit ihrem Mann in einer Fabriketagenwohnung. Es war wohl wichtig für mich, dass ich sah: Sie führte jetzt ein Leben, wie sie es unbedingt wollte; das mit mir nicht möglich gewesen war. Ich habe nie mehr etwas von ihr gehört, nur ihrem Mann bin ich später noch einmal begegnet. Der hat sich bei mir entschuldigt – dafür, dass er sie mir weggenommen habe. Ich wusste nicht warum – er war ja nicht schuld.

Kommune

Aufbruch

In der Zeit meiner Trennung von Birgit war ich bereits zusammen mit zwei Genossen Landesvorstand des Berliner SDS. Die Frauen im SDS-Zentrum haben mich getröstet. Vor allem die Frauen. Sie sahen, dass da ein Mann ziemlich beschädigt war und wollten mir den Glauben an das weibliche Geschlecht wiedergeben. Die Männer sagten: Das passiert jedem einmal. Du wirst es überleben. Die Zeit heilt alle Wunden.

Ich aber war völlig traumatisiert von der Trennung und immer noch verstört von Birgits plötzlichem Heiratswunsch. Obwohl ich gar keinen Begriff von Beziehung hatte, vermutete ich, dass zwischen uns etwas gewesen war, das anders war, als das, was man so allgemein Beziehung nennt. Ich vermutete: Sie war auch mit mir nicht zu sich oder zu einer Form von Freude am Leben gekommen und deshalb hatte sie auf die traditionelle Form der Beziehung zurückgegriffen: heiraten, Kinder kriegen. Die Institution sollte dieses Problem für sie lösen. Vielleicht hatte ihr Sinneswandel auch mit ihrer Therapie zu tun.

* * *

Ich sah, dass ich keine Ahnung vom Leben hatte, und erst recht nicht von Frauen und Beziehungen – ich würde mich dringend damit beschäftigen müssen. Deshalb fragte ich mich: Was ist das für eine Politik, die hier im SDS betrieben wird, wenn sie mir zu dieser Frage nichts sagen kann? Der Anspruch unserer Politik war, dass wir menschlich und umfassend das Leben, das richtige, das neue Leben vorleben wollten. Nun hatte ich ein klassisches Problem, und keiner von den Genossen konnte mir etwas dazu sagen. Unter ihnen galt das Prinzip: Es gibt ein Privatleben und ein öffentliches. Das wollte ich nicht hinnehmen.

Im SDS gab es eine Arbeitsgruppe, die sich Colloquium nannte. Es waren etwa dreißig Leute, anfangs zählte auch Rudi Dutschke dazu. Sie kamen immer öfter zu den Vollversammlungen oder Veranstaltungen des SDS und haben merkwürdige Dinge gesagt und sich seltsam verhalten. Sie waren nicht wie übliche Politprofis: große Reden schwingen, Beschluss fassen, Flugblatt drucken, Demo anmelden, Rundbriefe verschicken. Sie schienen ähnliche Probleme zu haben wie ich. Für sie war es selbstverständlich, über private Dinge zu sprechen: »Da müssen wir ansetzen. Und das werden wir auch! « Wenn wir nämlich weiterhin Spießler blieben in unserem Privatleben, würden wir letztlich auch nur eine spießige Politik betreiben. Und genau das konnte man am Beispiel der DDR so wunderbar sehen. Die DDR empfanden wir als das fürchterlichste Spießertum überhaupt, autoritär noch dazu. Dort war das, worauf es ankam, kein bisschen bewegt worden. Die Produktionsverhältnisse mögen, wie revolutionär auch immer, verändert worden sein. Am eigentlichen Leben hatte sich nichts geändert.

Konkret ging es den Colloquiumsleuten darum, im eigenen Alltag ein neues Leben zu beginnen. Anders zu wohnen. Die Idee entstand, dass man zusammenziehen, dass man Kommunen bilden müsste.

Alles fing damit an, dass ein paar Leute am 1. Januar '67 in verschiedenen Wohnungen zusammengezogen sind. Die entscheidende Frage war: Wer macht mit? Wer zieht ein? Rudi und Bernd Rabehl waren die Ersten, die abgesprungen sind.

Im SDS habe ich darauf gedrängt, dass auch von unserer Seite aus eine Kommune gegründet wird: Wir als Vorstand müssen anfangen. Wir machen eine Vorstands-Kommune. Mit meinen beiden Genossen im Vorstand und weiteren Aktiven wollte ich den Anfang machen.

Viele haben daraufhin gesagt: Die sind doch irre. Raus mit denen. Machen wir ein Ausschlussverfahren.

Wir konnten uns aber durchsetzen und sind zusammen in die SDS-Wohnung am Kurfürstendamm gezogen; mussten aber zuvor den früheren Landesvorstandsvorsitzenden, Tilman Fichter, der dort alleine wohnte und der sich entschieden gegen das Projekt wehrte, vor die Tür setzen.

* * *

Rudi Dutschke war jemand, der auch zur Vorkommunegruppierung gehörte und dem schon klar war, dass das ganze Leben revolutioniert werden müsste. Er aber meinte, zusammen mit vielen anderen im SDS, dass man politisch nur etwas verändern könne, wenn man das System, die Produktionsverhältnisse revolutionär umwälzen würde, und erst als Folge davon würde die private Befindlichkeit sich zum Positiven verändern – das Sein bestimmt das Bewusstsein. Das hat uns sehr unterschieden.

Wir, die Kommuneleute, waren der Ansicht: eine wirkliche Veränderung ist nur über die direkte Beschäftigung mit unserer inneren Situation möglich, also mit dem Privaten, auch mit dem Unbewussten. Er aber hielt daran fest – der Hauptwiderspruch sei der zwischen Kapital und Arbeit, das hieß, zwischen den Arbeitskräften, die ausgebeutet wurden, und den Kapitaleignern, die sie ausbeuteten. Unser Ziel war zwar dasselbe: Wir wollten ein befreites Leben. Der Weg dahin aber war ein anderer. Das unfreie Verhältnis von Mann und Frau zum Beispiel war für Rudi und viele SDSler nur ein sogenannter Nebenwiderspruch. Mit der Revolution, so sagten sie, würden die Nebenwidersprüche automatisch verschwinden und damit auch das unglückliche Bewusstsein im Privaten. Die meisten Männer haben ganz klar gesagt: Die Frauenfrage, das interessiert uns nicht. Wir arbeiten für die Revolution und dürfen uns nicht an irgendwelchen Nebenschauplätzen verzetteln.

Eine Zeit lang war ich mit Rudi noch unterwegs gewesen, als ich Vorstand war und mit ihm im SDS für den Verband arbeitete. Wir sind zusammen auf die Delegiertenkonferenzen gefahren, haben Papiere entworfen. Auf den großen SDS-Versammlungen habe ich zusammen mit ihm das Reden gelernt. Aber ich teilte die Arbeiterbewegungskirche nicht, wie wir die Art von Politik, die Rudi vertrat, bald ironisch nannten. Anders als er war ich einer von den Psychos. Einer von den Leuten, die vor allem eine innere Revolution machen wollten. Und nicht bloß eine äußere.

Immer wieder wurde er von uns – gelegentlich und halbherzig auch von anderen – angegriffen, weil er nicht wie ein Revolutionär lebte. Wie kann ein Revolutionär, der als Spießer lebte, Revolution machen wollen? Er würde nur eine Revolution in einem spießigen, in einem bürgerlichen Sinn machen können. Rudi war Christ. Seine Frau war eine amerikanische Theologin, die Gretchen hieß. »Grättschn«, sagten wir immer.

Jeden Tag schrieb er seiner Mutter einen Brief: Mutti, so und so geht's mir ...

Zwischen den Demos lief er nach Hause, um seine Frau zu streicheln und sein Kind zu wickeln. Das wäre vielleicht sogar gut gewesen, wenn das Verhältnis zu Gretchen kein privates, sondern ein revolutionäres, offenes gewesen wäre. Aber das war es nicht. Wir haben ihm immer gesagt: Das geht einfach nicht. Und Gretchen wiederum hatte vor allem Angst, dass Rudi ihr weggenommen werden würde. Sie war nicht unpolitisch, aber sie hasste die Politik, wenn diese ihren Rudi entführte. Für deutsche Politik interessierte sie sich sowieso nicht besonders.

Rudi hat dann nur halbherzig eine Kommune gegründet: Ja, wir machen auch eine Kommune, aber eine Wissenschaftskommune – das Infö, das Informationsinstitut – und da arbeiten wir wissenschaftlich zusammen.

Ehen oder Freundschaften waren weiterhin privat und hatten damit nichts zu tun.

* * *

Das Jahr 1967 wurde das Jahr der Kommune. Anfangs forderte sogar der SDS, dessen Vorstand ich noch war, dass seine Mitglieder in Kommunen leben sollten. Damit würden die engen privaten Verhältnisse, die üblichen Besitzverhältnisse zwischen Mann und Frau, aufgelöst. Ganz West-Berlin würde eine große Kommune werden – und irgendwann vielleicht sogar die ganze Welt. Das war im Summer

of Love ein ernsthafter Gedanke. Auch weil für uns klar war, dass die faschistischen Mörder des Dritten Reichs aus der Kleinfamiliensozialisation stammten und dass es wahnsinnig wäre, mit diesem bürgerlichen Modell, das einen Massenmord ermöglicht hatte, einfach weiterzumachen. Wir haben nicht nur gesagt: der Kapitalismus bringt den Faschismus, sondern die Beziehung zwischen Mann und Frau bringt alle die schlechten Institutionen und Verhältnisse unter Menschen hervor. Mit den Eltern macht das Kleinkind seine ersten Erfahrungen: wie man liebt, wie man lebt, wie man miteinander umgeht – und vor allem, wie asymmetrisch Männer und Frauen miteinander umgehen.

Angesichts dessen fanden wir die Vorstellung der Veränderung der Produktionsverhältnisse geradezu reaktionär. Jedenfalls nicht radikal genug. Weil sie eben nicht an die Wurzel gehen würde. Deswegen war die Kommune das eigentliche Herz der Revolte. Das, was alle machen müssten.

In der Vorstandskommune aber passierte nicht wirklich viel, alles ging viel zu langsam, auch weil wir untereinander zu wenig an uns arbeiteten.

Ich hing immer noch meiner Geschichte mit Birgit nach und habe versucht, etwas davon zu vermitteln, aber die anderen haben nur müde abgewinkt und gesagt: Du immer mit deinen Frauen. Es geht hier um Politik, und wir machen jetzt unsere Vorstandsarbeit als Kommune. Für deine private Macke mit deiner Freundin, dafür haben wir echt keinen Nerv.

Ich habe mich mit den anderen Leuten in den Kleinstwohngemeinschaften, aus denen später die Kommune I hervorging, immer wieder besprochen, und die haben gesagt: Das ist Politik! Die im SDS machen eigentlich gar keine Politik. Das Private müssen wir in neuen Lebensgemeinschaften wie der Kommune bearbeiten, sonst sind wir gar nicht fähig, Politik zu machen.

Irgendwann habe ich die Vorstandskommune verlassen und bin in die andere Kommune gewechselt, allerdings sehr spät, nachdem die schon zwei Monate zusammen waren. Und die Vorstandskommune hat sich erst später mit ihrem Psychokram beschäftigt. Sie sind dann aus der SDS-Wohnung ausgezogen, weil sie im klassischen Sinn nicht mehr politisch tätig waren, und in die Giesebrechtstraße gezogen; das war die spätere Kommune 2.

* * *

Ende März bin ich in die Kommune I gezogen. Ich war dort vorher schon oft zu Besuch gewesen und wusste, dass das die Atelierwohnung von Uwe Johnson war. Einige hatten noch in der Wohnung von Hans Magnus Enzensberger gewohnt. Aber als ich dazukam, waren sie da schon wieder weg, weil Magnus von einer Reise zurückgekommen war. Jetzt hatten sie auch noch die Hauptwohnung von Johnson in Friedenau in der Stierstraße belegt.

Das lief alles über Ulrich Enzensberger, den jüngeren Bruder von Hans Magnus. Ulrich war mit der Norwegerin Dagrún zusammen, der Exfrau seines Bruders. Sie lebten dort als Pärchen und wollten innerhalb der Kommune ihre Beziehung auflösen. Uwe Johnson war damals für längere Zeit in New York. Er schrieb dort die „Jahrestage“ und bekam dafür Geld von der Rockefeller-Stiftung. Er war mit Magnus befreundet und hatte wohl Dagrún seine Wohnung überlassen und Ulrich das Atelier untervermietet. Johnson wusste natürlich nicht, was wirklich vor sich ging.

Das Atelier war ziemlich klein: ein größerer Raum, auf der einen Seite die Küche, auf der anderen das Klo, ein kleines Bad. Eine Künstlerwohnung. Viele Bücher. Nicht viel Kram, Matratzen lagen auf dem Boden. Ich war der Letzte, der dort einzog. Wir waren zu acht, drei Frauen und fünf Männer. Das war die Urgruppierung – die eine Totalisolation durchgezogen hatte.

Alle waren fürchterlich aufgeregt. '68 lag in der Luft. Alle wussten, dass etwas passieren würde. Und dann zogen sich ein paar Leute einfach zurück, anstatt draußen zu demonstrieren und immer wieder zu versuchen, die Massen zu erreichen, so wie Rudi sich das vorstellte. Sie zogen sich zurück und machten sich auf den Weg – in ihr eigenes Inneres. Sie haben ein Marathon-Encounter veranstaltet. Es war eine Implosion. Sie sind in sich rein gekrochen und haben alles analysiert und hochgehen lassen, was an alten Erfahrungen da war. Und wollten erst mal sich selbst revolutionieren, bevor sie draußen wieder herumrannten und schrien: Revolution! Revolution!

In zwei, drei Monaten haben sie sich mit diesem Marathon-Encounter gegenseitig in alle Einzelteile zerlegt und waren bald verrufen als Horrorkommune, weil sie sich diesen Horror selbst bereiteten. Sie wollten die Bürgerlichkeit mit aller Gewalt aus sich herausreißen.

Drei Tage war ich nur da. Hinterher war mir, als wären es Monate gewesen.

Die Erfahrung, die die anderen in drei Monaten gemacht hatten, wurde in drei Tagen an mir durchexerziert, in einer Verdichtung und Geschwindigkeit, dass mir Hören und Sehen verging. Es war die Erfahrung, dass es kein Eigentum mehr gibt und keine klassischen Beziehungen – und dass alles, was man an Verhaltensweisen, Mechanismen und Reflexen draufhat, leblos ist, ein Gefängnis, das das wirkliche Leben und Lieben verhindert. Das musste aufgesprengt werden. Es war an ganz simplen Sachen zu sehen: dass jemand am nächsten Morgen mein Hemd anhatte. Mein Hemd! Jeder hatte ein paar Sachen mitgebracht. Die lagen da rum, neben den Matratzen. Kein Privateigentum. Keine Zweierbeziehungen, die ja Eigentumsbeziehungen sind.

Es waren Begegnungen jenseits von Sexualität. Gerade von den Frauen wurde ich nach Strich und Faden vorgeführt: Jeder Blick, jede Geste wurde analysiert und kritisiert. Ich stand unter ständiger Beobachtung von sieben Leuten. Es gab keine Privatsphäre, nirgends. Ich war niemals alleine. Wir alle waren Sucher, die aus ihren inneren Gefängnissen herauswollten – und mussten. Wir wollten ein anderes Leben in uns selbst entdecken, um es dann zu realisieren.

Es war damals ganz klar: Kommune muss sein. Nicht nur für ein paar Verrückte und Bohemiens und für eine gewisse Zeit als eine ganz interessante Sache, sondern Kommune ist überlebensnotwendig. Unsere Eltern steckten tief in uns drin, und wie sie gelebt hatten, die Unterordnung der Frau unter den Mann, die Lieblosigkeit, die darin enthalten war, das konnten wir unmöglich weiterführen. Nicht der Kapitalismus brachte den Massenmord hervor, sondern sein Kern. Und der Kern des Staates – da waren wir uns mit den Konservativen immer einig – war die Familie.

Wenn wir überleben wollten, mussten wir diesen Kern grundlegend verändern. Dazu mussten wir das Unbewusste erforschen und als Ausgangspunkt von Politik nehmen. Wir wollten unbedingt wissen, wie der deutsche Faschismus zustande kommen konnte. Was unsere Eltern getan hatten. Man hat sein Leben und alles, was man ist, von seinen Eltern. Wenn man aber seine eigenen Eltern angreift, vernichtet man sich selbst. Unbewusst weiß man, dass man sich damit den eigenen Lebensfaden abschneidet. Keiner von uns hat sich getraut, konkret die eigenen Eltern anzugreifen. Das konnten wir nicht.

* * *

Auch ich habe es nicht geschafft, mit meinem Vater wirklich darüber zu reden. Ich habe hier und da mal nachgefragt und gleich gesehen, dass ich keine richtigen Antworten bekam. Er war ein Mitläufer und hielt Hitler für einen primitiven Schreihals – wie viele Gebildete das sahen. Doch obwohl er sich immer als unpolitisch betrachtete, wurde er Mitglied der NSDAP. Er sagte, das sei nötig gewesen, wenn man keine Schwierigkeiten bekommen wollte. Den Bonbon, das Parteiabzeichen, trug er anfangs offen, erst später versteckt hinter dem Revers. Er hat sich damals über Beziehungen dem Militärdienst entzogen, indem er sich als Ingenieur uk stellen ließ. Das bedeutete unabkömmlich, also kriegswichtig. Er war in der Produktion von Jagdbombern beschäftigt.

Wie konnten wir sicherstellen, dass wir selbst nicht auch wieder so würden?

Wir waren ja noch ganz nah dran. Viele Nazis saßen in der Regierung. In der Verwaltung. Man wusste, sie waren noch überall. Man hatte ja sonst niemand. Wir fühlten uns umgeben von Nazis. Es waren unsere Eltern, unsere Lehrer, unsere Vorgesetzten, unsere Nachbarn. Sie waren: jedermann. Jedermann, der etwas älter war als wir. Deshalb der Spruch: Trau keinem über dreißig. Für uns war das ein existenzielles Problem.

Wir haben zuerst mit Wissenschaft und dann mit Selbsterforschung versucht, all dem auf den Grund zu gehen. Um diese Mördersozialisierung, von der wir annehmen mussten, dass wir sie in uns trugen, unschädlich zu machen.

Und das Einzige, was wir ausreichend radikal unternehmen konnten, war die Kommune. Die Kommune wollte mit ihrer anderen Lebensweise eine allgemeine Zärtlichkeit und damit auch eine andere Sexualität in uns entdecken und realisieren. Das, behaupte ich, ist der eigentliche Inhalt dieses 68er-Gefühls gewesen: die Frage, wie man ein neuer, ein wahrer Mensch, werden kann. Leute wie die im Argument-Club und Leute wie Rudi haben in die Bücher geguckt und wie wild überlegt – und haben Theorien daraus gebastelt. Wir, die Kommune, haben sofort damit angefangen.

* * *

Die Vorgeschichte des Puddingattentats kannte ich nicht genau. Ich bin mitten in die Vorbereitungen darauf in die Wohnung eingezogen und wurde blitzschnell, fast nebenbei, auf dem heißen Stuhl eingeweiht. Ich war ziemlich überfordert, weil ich die Entwicklung nicht mitbekommen hatte. Warum machten die plötzlich solch eine Aktion? Sie waren doch, wie andere munkelten, eine psychoanalytische Laienspielgruppe. Jetzt wollten sie plötzlich eine Aktion machen, und noch dazu eine solch riskante: Das Puddingattentat würde für einen Moment für ein tödliches Attentat gehalten werden und wir würden dabei unser Leben riskieren.

Die Idee war, mit dem Attentat zu zeigen: Der Kaiser hat keine Kleider an. Es ist lächerlich, wenn der amerikanische Vizepräsident Humphrey, der die Bombardierung Vietnams mit zu verantworten hat, vor die Berliner tritt, um ihnen zu demonstrieren, dass er sie mit seinem militärischen Apparat vor den Sowjets schützen würde.

Wir haben Pudding gekocht und versucht, Rauchkörper zu basteln. Ein paar von uns sind in den Grunewald gefahren und haben Mehltütenwerfen geübt. Es war überhaupt noch nicht klar, wer was machen würde. Ich habe mich zum Beispiel mit Puddingkochen beschäftigt. Der Pudding sollte in Plastiktüten abgefüllt werden, die dann platzen sollten, und Rauchkörper sollten gezündet werden. Wir hatten vor, aus der Berliner Bevölkerung heraus, vom Straßenrand, mit diesem Zeug auf die Limousine des Vizepräsidenten zu zu rennen und es zu werfen. Das war vage so geplant. Mehr haben wir nicht wirklich überlegt, weil wir noch gar nicht so weit waren. Wir kannten zwar die Route, wussten aber noch nicht, wo wir genau loslegen würden.

Bevor wir unsere Pläne umsetzen konnten, sind wir festgenommen worden. Die einen im Grunewald, die anderen in der Wohnung. Später erfuhren wir, dass unsere Telefone abgehört worden waren. Und wir waren beschattet worden. Die Verfassungsschützer haben geglaubt: Hier wird ein Bombenattentat vorbereitet – Gefahr im Verzug!

Es ging alles so schnell und war mit solch einer Aufregung verbunden, dass ich einiges davon nicht mehr genau weiß. Haben wir die Tür noch selbst aufgemacht oder ist sie eingetreten worden? Hatten die Polizisten die Pistolen schon gezückt? Wir waren jedenfalls sehr überrascht, hatten uns sicher und unbeobachtet gefühlt die ganze Zeit, und mussten uns jetzt mit erhobenen Händen an die Wand stellen. Wir sind auf eine Wache gebracht worden und haben da gewartet und gesessen, und die Polizisten haben geschrien: Seid ihr wahnsinnig geworden?

Dann wurden wir dem Haftrichter vorgeführt und haben gesagt: Wir machen keine Aussage, wir wollen einen Anwalt sprechen. Wer das sein könnte, wussten wir aber noch nicht.

Da ich mich als SDS-Landesvorstand sehr gut mit Horst Mahler verstand, obwohl der als einer der Alten im SDS total gegen die Kommunegeschichte war, habe ich als Erstes ihn angerufen.

Er hat abgelehnt und gesagt: Ihr schadet unserer Sache mit so einer Aktion, das ist nicht politisch.

Ich versuchte, ihm zu erklären, dass der Staat sich lächerlich machen würde, sobald rauskäme, dass wir eigentlich nur Pudding gekocht hatten. Mahler hat den Fall übernommen und uns geraten, eine Aussage zu machen und alles zu erzählen, so wie es war.

Die Bildzeitung war schon erschienen mit der Schlagzeile: »Geplant: Attentat auf den amerikanischen Vizepräsidenten Humphrey. Elf Attentäter gefasst! «

Die Ermittler haben unsere Aussagen geprüft und schnell gemerkt, dass sie sich vertan hatten. Nach drei Tagen Haft sind wir entlassen worden.

Nach der Freilassung fand eine Pressekonferenz statt. Alle möglichen Journalisten liefen ein, die schon einiges gewohnt waren, was die Studentenbewegung anging, Demonstrationen, radikale Flugblätter – aber so was noch nicht. Sie verstanden das einfach nicht und fragten und fragten.

Wie seid ihr denn darauf gekommen, mit dem Pudding? Und was wolltet ihr überhaupt, das ist doch gefährlich! Seid ihr etwa nicht gegen den Vietnamkrieg?

Doch. Aber der Vietnamkrieg ist auch hier, mitten unter uns.

Ja, und ihr seid doch eine Gruppe, was heißt das eigentlich?

Wir sind eine Kommune.

Was soll das sein?

Wenn man alles zusammen macht. Keine Zweierbeziehungen mehr. Kein privater Besitz. Allgemeine Zärtlichkeit. Jedem gehört alles.

Und was heißt das genau? Heißt das auch, dass da jeder mit jedem? Sexuell gesehen? Das auch? Einfach so?

Ja, klar.

Auch Orgien?

Selbstverständlich. Man darf alles, was lebendig ist und frei.

Dürfen wir auch schreiben: Sex und Orgien?

Das war die Frage: Sollen wir das jetzt so machen wie der SDS, der dann gesagt hätte: geile Schweine, wir wollen eigentlich politisch was verändern und das hat da draußen zu bleiben, Privatsache.

Ja, schreiben Sie das doch, wenn Sie unbedingt wollen. Natürlich feiern wir auch Orgien.

Das ist doch – also jeder darf mal?

Ja, bitte.

Das hieße ja ...

Wenn Sie meinen.

Das heißt also, und dürfen wir auch schreiben: Wer zweimal mit derselben pennt ...

Schreibt es! Machen wir alles.

Wir hatten nichts davon gemacht. Aber die hatten das im Kopf und wir wussten, dass diese Leute gar nicht anders denken konnten, als sie es taten.

Uwe Johnson hatte in der New York Times von dem Puddingattentat gelesen und so von der Besetzung seiner Wohnung erfahren. Sofort hat er mit einiger Aufregung Günter Grass und dessen Frau Anna mit der Räumung der Wohnung beauftragt. Wir mussten unter seiner Aufsicht unser ganzes Zeug wieder herausholen und sind erst mal beim SDS untergekrochen. Als Kommunarden, die jetzt keine Kommune mehr hatten, fingen wir sofort damit an, eine neue Wohnung zu suchen.

Kurze Zeit später waren wir schon keine SDSler mehr. Wir wurden als unpolitisch, als gefährlich, als schädlich für die Bewegung gebrandmarkt, und sind ohne Anhörung aus dem SDS ausgeschlossen worden. Offiziell geschah das aus formalen Gründen und hatte mit der Aktion nichts zu tun.

Utopia

Ziemlich weit draußen am Stadtrand fanden wir Unterschlupf bei Thomas Giefer, der in seinem Atelier Kameras testete. Dagrun war noch dabei, aber sie verschwand bald. Die Festnahme hatte sie so in Angst und Schrecken versetzt, dass sie nicht mehr konnte.

Schließlich haben wir eine Wohnung im Rotlichtbezirk gefunden. Über einem Stundenhotel am Stuttgarter Platz. Es wurde der Ort der utopischen Phase der Kommune I – wo wir ALLES wollten und alles für möglich hielten.

Mit dem Encounter und dem Puddingattentat war etwas Grundlegendes mit uns geschehen. Als wir aus Johnsons Wohnung wieder in die Welt hinausgingen, waren wir zu einem neuen Leben bereit, fühlten uns gereinigt, schön und schnell – und wussten, dass uns nichts mehr aufhalten konnte. Der Attentatsversuch

war durch die internationale Presse gegangen, die Kommune in die Weltgeschichte eingetreten. Jetzt schaute die Welt auf uns, und wir schauten auf sie – mit anderen Augen.

* * *

Auf den 2. Juni hatten wir uns mit Rauchbomben, mit Farbe gefüllten Eiern und Papiertüten mit den Konterfeis vom Shah und Farah Diba, die man zur Tarnung über den Kopf stülpte, vorbereitet. Nachdem der Geheimdienst des Schahs, die Jubelperser, die erste Demonstration vor dem Regierungssitz am Schöneberger Rathaus zerschlagen hatte, sind wir vor die Deutsche Oper gezogen, um dort die Demo fortzusetzen. Mozarts Zauberflöte stand auf dem Spielplan, der Schah zählte zu den Gästen. Ich habe mit meinen Farbeiern schön die Pelzmäntel getroffen, und die Polizei ist wütend geworden, dass ihre Absperrung nicht funktionierte und dass die Operngäste auf der anderen Seite tanzen mussten und sich beschwerten: Räumt die Leute weg!

Eine Gewaltorgie begann. Greiftrupps schwirrten aus, um einzelne Werfer festzunehmen. Ich war der erste, den sie heraus griffen und in eine grüne Minna schleppten. Im Polizeibus saßen die Polizisten, seitlich auf Bänken aufgereiht und mit gezogenen Schlagstöcken. Sie warfen mich auf den Boden, wo ich zu ihren Füßen lag. Alle, die dort saßen, droschen gemeinsam auf mich ein.

* * *

Dass Benno Ohnesorg an diesem Abend erschossen wurde, habe ich erst mal nicht gewusst. Ich war auf dem Polizeirevier. Mit einigen anderen, die abgegriffen worden waren, bin ich in eine Zelle gesperrt worden, wo wir uns nicht einschüchtern ließen und richtig gefeiert haben. Dann machte das Gerücht die Runde, ein Polizist sei von einem Demonstranten erstochen worden. Im ersten Moment dachten wir: Auweia! Jetzt geht's erst richtig los. Jetzt kriegen wir ordentlich was ab. Aber da wir wussten, wie sie tickten, glaubten wir das nicht wirklich. Sie würden sogar Falschmeldungen streuen, nur um uns Angst einzujagen. Andererseits hätte es auch stimmen können: dass sich jemand bedroht fühlte, ausrastete und ein Messer zog. Am nächsten Tag wurden alle freigelassen. Wir wurden weit vor die Stadt gefahren, ins Niemandsland am Rande Berlins, und mussten sehen, wie wir zurückkamen.

Dann erst, in der Kommune, erfuhren wir vom Tod Benno Ohnesorgs. Seltsamerweise waren wir nicht besonders schockiert. Ein Toter, das war die ganze Zeit drin, es war kein Wunder – in einer mit Gewalt aufgeladenen öffentlichen Atmosphäre, in der ganz normale Leute auf der Straße davon redeten, dass sie Demonstranten wie uns am liebsten umbringen würden. Man konnte den Hass gut spüren, der uns entgegengebracht wurde, den die Springer-Zeitungen weiter geschürt hatten. Und so wie die Polizisten prügeln, war das lebensgefährlich. Der Hass saß tief. Jetzt war es also passiert.

Es gibt einen kleinen Film, den Thomas Giefer zwei Tage nach dem 2. Juni gemacht hat. Man sieht mich darüber reden, wie ich behandelt wurde; wie wahnsinnig ich verprügelt worden bin.

Das ist wie ein kleiner Rap, in dem ich sage: Klar müssen sie prügeln in so einer Situation. Man bleibt am besten ganz kühl dabei, ohne mit Hass darauf zu reagieren.

Das Wort cool gab es noch nicht. Aber es ging darum, cool zu bleiben. Nicht wütend zu werden, wenn man von jemandes Wut geradezu überrollt wurde. Dabei die Liebe nicht zu verlieren. Nicht in den Kriegszustand einzutreten, nicht einmal zeitweilig. Das war es, was wir in der Kommune entwickelt hatten und was teilweise auch schon gelang.

* * *

Ich musste an meinen Vater denken: Als er mich früher verprügelt hatte, da war es ähnlich. Ich hatte ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl und war wohl rechthaberisch. Für ihn schien es unerträglich gewesen zu sein, wenn ich meinen Mund nicht halten konnte und ihm widersprach, bei allem und jedem. Oft nahm er einen Kleiderbügel oder einen Riemen und schlug mich. Ich gab keinen Ton von mir. Das wollte ich auf keinen Fall. Ich wollte ihm keine Genugtuung geben und habe deshalb nicht geweint. Klar hatte ich

Schübe von Wut und Verzweiflung. Aber letztlich habe ich ihm das nicht übel genommen, denn ich sah seine Hilflosigkeit.

* * *

Die Fähigkeit, nicht in das Gefühl des Hasses einzutreten, unterschied uns von den anderen Studenten, wie so vieles andere. So waren wir auch die einzigen Farbigen, Bunten, die lustvolle Kleidung trugen, hippiemäßig – aber ohne Hippies zu sein, weil wir keine Eskapisten waren; weil wir nicht Blümchen geschwenkt und uns aus der Gesellschaft herausgezogen haben. Die meisten Studenten trugen damals noch ihre Anzüge. Bestenfalls sah man mal eine Cordhose. Jeans gab es noch kaum, und wenn, dann war das schon ungewöhnlich genug. Bei einem Fernsehinterview trug Rudi Dutschke einmal einen grünweißen Ringelpullover. Da sind schon alle durchgedreht. Das war in der damaligen Zeit revolutionär für einen Studenten. Es gab nur noch vereinzelt die Existenzialisten, die schwarze Rollkragenpullover anhatten. Das war es aber auch schon. Wir waren wirklich total anders. Und deswegen wurden wir auch zu Stars. Popstars.

* * *

Mit dem neuen Blick, den wir jetzt hatten, sah die Welt anders für uns aus. Hinter der Bild-Zeitung zum Beispiel verbarg sich nicht mehr der Feind, sondern sie lieferte uns das Material, das wir brauchten. Sie präsentierte uns jeden Tag Themen, mit denen wir arbeiten konnten; führte uns vor, wo die Leute besonders verklemmt waren. Wenn man sie richtig las, erzählte sie viel über das Unbewusste der Gesellschaft. Auch wenn gegen die Kommune gehetzt wurde, erfuhren wir etwas dabei. Wir wussten dann, dass wir richtig lagen. Es gab aber niemanden, den wir bekämpfen wollten - vielmehr wollten wir aufzeigen, wie man freier und schöner leben konnte. Das war die Kommunepolitik.

Wir haben ein großes Archiv geführt, einen Ausschnittsdienst organisiert, eine Menge Ordner angelegt. Neben Artikeln sammelten wir auch die Post, die wir von Leuten und tatsächlich auch von Fans bekamen. Das waren Briefe mit Gedichten oder Zeichnungen, die uns gewidmet waren. Es besuchten uns auch Schülerinnen, die einfach vorbeischaun und sich ansehen wollten, wie wir lebten. Oder es gab Hinweise von Jugendlichen und Älteren, wo in der Bundesrepublik etwas falsch lief und ob die Kommune nicht etwas dagegen machen könnte.

Unsere Antwort in solchen Fällen war: selber machen, wir sind nicht für euch da!

Wir haben ein Leben geführt, bei dem wir praktisch nie geschlafen haben, voll auf Adrenalin waren, meistens nachts rumgesaust sind, weil man sich da freier bewegen konnte. Die einzige Droge, die zu dieser Zeit zählte, war das Leben selbst. Und wir haben weiter Aktionen vorbereitet, haben diskutiert und Flugblätter geschrieben, die wir auf unserer Druckmaschine, einer Rotaprint-Kleinoffset, herstellen konnten; haben Broschüren gedruckt, die wir verkauften, um damit die Miete zu finanzieren.

Unsere Aktionen sollten spielerisch sein, wir wollten die Verhältnisse demaskieren. Und wollten zeigen, dass das Leben vor allem Spaß machte – und nicht erst übermorgen, wenn die Revolution kommen würde. Wir machten uns über alles lustig. Über die Justiz. Die Polizei. Die Regierung. All die Leute, die morgens zur Arbeit krochen und am Abend wie erschossen zurückkrochen, um sich vielleicht noch in ihren kleinen Wohnungen zu kloppen und gegenseitig das Leben schwer zu machen. Das alles war für uns eine große Lachnummer.

Journalisten, aber auch Leute auf der Straße, bekamen wilde Vernichtungsaugen, wenn sie unserer ansichtig wurden: wir, die wir nie arbeiteten, sich einen schönen Lenz machten, die lustig daher lebten – das durfte man doch nicht. Sie durften es nicht, also durften wir es auch nicht. Sie hassten uns dafür, dass wir uns diese Freiheiten einfach herausnahmen, die sie sich selbst nicht gönnten und nicht einmal gönnen wollten. Dafür, dass wir damit ihre eigenen Verdrängungen gefährdeten - und dann mussten sie brutal werden.

Unsere Aktionen dienten genau dazu: verklemmte Energien der Bürger sichtbar zu machen und zu lösen. Durch unser Verhalten und unser Auftreten, das uns selbstverständlich erschien. Wir wollten zeigen, dass jeder eigentlich frei ist.

Sex war dabei zunächst kein Thema. Wir haben mehr vorgehabt, als nur den Sex zu befreien. Das gehörte dazu, doch im Grunde genommen ging es um den Menschen als Ganzes. Um ein zärtliches Gefühl füreinander.

* * *

Mein Trauma wegen Birgit dauerte an, ich hing immer noch durch deswegen. Das ging noch eine ganze Weile so.

Die Kommunarden haben versucht, mir klar zu machen: Birgit will in ihrem kleinen Familiengefängnis leben, da kannst du nichts machen. Es hilft nichts, ihr nachzujammern. Unser Leben hier ist doch viel schöner.

Ich war noch gespalten. Meine neue Beziehung mit Antje – wenn man das so nennen kann – hat mir dabei geholfen. Eine Beziehung innerhalb der Kommune also – schwer beschreibbar. War das jetzt Sex mit ihr oder nicht? Und wie viel Sex? Und haben die anderen auch mit ihr Sex gehabt oder nicht? Das sind die einzigen Fragen, die den Leuten dazu einfallen.

Antje verstand sich als Künstlerin und war eine Versehrte. Sie hatte eine sehr schöne Brust, und auf der anderen Seite war der ganze Brustkorb eingefallen, die Brust fiel nach innen. Sie hat immer eine Prothese getragen. Ich fand sie schön, vielleicht auch weil ich mich selbst behindert fühlte – psychisch.

Sie war nicht verliebt in mich. Vielleicht war es sogar gerade ihre Nichtverliebtheit, die mich anzog. Es war ja eine Beziehung, die in der Kommune entstand und verging. Die einzige, bei der das möglich war.

Auch ich war nicht verliebt. Ich liebte sie irgendwie anders, aus einer Freude heraus, dass ein Mensch mit einem immer wieder sehr zärtliche, auch erotische Momente haben konnte. Wenn wir miteinander schliefen, war das nicht so bedeutend oder andere ausschließend.

Sie war eine kluge Frau, und es freute mich, dass sie mit Dieter Kunzelmann gut konnte. Man spürte, dass es ihr nicht darauf ankam, sexy zu sein, sondern sie wollte sich frei fühlen und das auch ausdrücken. Sie war in dieser Hinsicht wie viele Berliner Frauen, die mir, böse gesagt, wie Flintenweiber vorkamen, die überhaupt nicht versuchten, ihre Weiblichkeit hervorzuheben, sondern eher auf kumpelhafte Weise auf Augenhöhe mit den Männern zu sein. Die nicht durch ihre Schönheit Macht über Männer ausüben wollten und konnten.

Für uns waren die fantastischen Aktionen und Erfahrungen, die wir zusammen mit anderen Menschen machten, wichtiger und schöner oder, wenn man so will, sexier, als der Sex, den wir zusammen hatten.

* * *

Mein Verhältnis zu Dieter Kunzelmann war sehr wichtig für mich. Wir waren völlig verschieden und konnten uns dadurch wunderbar ergänzen. Wir waren so was wie die beiden Autoritäten der Kommune I. Dieter war extrem extravertiert, und ich war extrem introvertiert. Mir machte das Spaß, wenn er sagte: Los, wir machen jetzt was, und dann aufsprang und es wirklich losging. Er hat immer zu Aktionen aufgerufen, und ich habe mich von ihm mitreißen lassen. Ich war der Nachdenkliche – und er hat gehandelt. Hinterher habe ich über die Aktionen gesprochen und sie anderen Leuten erklärt, und er hat es genossen, weil er sonst nur wie eine wild gewordene Furie erschienen wäre, bei der alle Leute sagen würden, der ist völlig bekloppt. Er brauchte jemand wie mich, der ihn vermittelte, seine aktionistische Schachtelteufelnatur den anderen näher brachte, so dass die auch Spaß dran hatten und sich trauten, selbst was zu versuchen. Wir ergänzten uns perfekt und verstärkten uns wechselseitig.

Für mich war diese Zeit ein riskanter und mit vielen Ängsten besetzter Sprung ins Leben. Dieter war ein wichtiger Lehrer für mich. Er hat mich sehr viel gelehrt durch seine Art und die Erfahrungen, die er verkörperte. Seine Wachheit und Lebendigkeit. Er war der Lehrer, der mich weiter aus meiner extrem menschenfernen Introversion herausführte. Und dafür bin ich ihm dankbar. Es gibt Dinge und Ideen von ihm, nach denen ich mich gerichtet habe. Ein Beispiel für einen seiner Gedanken, den ich nie vergesse, ist: Wenn man wirklich schnell und direkt handelt, voll auf der Höhe der Situation, dann erwischen sie dich nicht. Schnell sein, schön sein, unwiderstehlich sein – das haben wir die ganze Zeit praktiziert, und da war er

unser großer Anführer. Wir haben ihn akzeptiert und manchmal liebevoll bespöttelt: von wegen der Chef. Das wollte er auch sein, er wollte der Größte sein, der Chef, derjenige, der den Ton angab. Er konnte das, weil er über enorme Fähigkeiten und Erfahrungen verfügte, die ihn zu einer ganz wesentlichen, zum Teil völlig unterschätzten und unzulänglich beschriebenen Figur der 68er-Revolution gemacht haben. Die Kommune war wesentlich durch seine Erfahrungen, durch seinen Einsatz entstanden.

Es gab auch eine ironische Konkurrenz zwischen uns. Ich brauchte weniger zu tun, wurde aber in der Öffentlichkeit stärker wahrgenommen als er. Einer ist immer der Eitle, der Schöne, und Dieter war zwar der eigentliche Anführer, aber kam nicht richtig zum Zug draußen. Deshalb wurde er umso öfter vorgeschickt: Komm, Dieter, jetzt hast du deine Chance, dich zu zeigen: Wie wär's mit meinem Satz: Was geht mich der Vietnamkrieg an, wenn ich Orgasmusprobleme habe. Diesen Satz hat er damals von mir bekommen und auch erfolgreich benutzt. Inzwischen ist er ihm peinlich, und er hat ihn an mich zurückgegeben.

Ich war ja überhaupt nicht der Revolutionär. Dieter schon. Ich war jemand, der das alles staunend erlebte und im Grunde genommen nur verstehen wollte, wieso er hier herumlief und was er da sollte.

* * *

Über Berichte in den Zeitungen war mein Vater einigermaßen informiert, was bei uns los war. Er konnte wenig damit anfangen, stockkonservativ wie er war. Eines aber hatte ihn wirklich schwer beeindruckt: dafür bewunderte er uns. Er fand es toll, dass wir das gebracht hatten: und zwar unsere Auftritte vor Gericht.

Höhepunkt war der sogenannte Brandstifterprozess gegen Fritz Teufel und mich gewesen, der von Juni '67 bis März '68 dauerte; man konnte das Gefühl haben, dass dieser Prozess nie mehr aufhören würde. Es ging dabei gar nicht um Brandstiftung, sondern um Anstiftung zur Brandstiftung – wegen einer Serie von Flugblättern der Kommune, die eine Reaktion auf einen verheerenden Kaufhausbrand in Belgien gewesen war, bei dem mehrere Hundert Menschen ums Leben kamen. Wir haben behauptet, dass dieser Brand eine Demonstration gegen den Vietnamkrieg gewesen sei, nachdem die Bild-Zeitung berichtet hatte, ein Mann wäre mit dem Ausruf in die Flammen gerannt: »Ich will freiwillig für Vietnam sterben.« In unserem letzten Flugblatt stand, dass die Brüsseler Kriegsgegner uns endlich gezeigt hätten, wie man die Bevölkerung am Vietnamkrieg teilhaben lassen könne.

»Jenes knisternde Vietnamgefühl: dabei zu sein und mitzubrennen.«

Und: »Brüssel wird Hanoi.«

Schließlich sollte man nicht überrascht sein, wenn das jetzt auch in Berliner Kaufhäusern passiere.

Überschrift: Wann brennen die Berliner Kaufhäuser? Und am Schluss burn, ware-house, burn.

Der Prozess war ein fantastisches und absurdes Theaterstück. Das Protokoll haben wir später in unserem Bestseller „Klau mich“ veröffentlicht.

Berühmt geworden ist der Moment, als Fritz Teufel nach mehrmaliger Aufforderung des Richters, sich zu erheben, meinte: »Wenn's der Wahrheitsfindung dient.«

Wir hatten keine Angst, zogen uns so farbenfroh wie möglich an und saßen fast waagrecht auf unseren Stühlen – bei diesem Zusammenstoß der Welten machten sich die Juristen nach Kräften lächerlich.

Und meinem Vater gefiel es, dass wir es den Juristen, den schwarzen Krähen, wie er sie nannte, wenigstens einmal gezeigt hatten. Die wurden nie belangt. Die halten zusammen. Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Auch ihm hatten sie das Leben immer schwer gemacht.

Er hatte mehrmals Pleite gemacht mit seinen Autohäusern, und auch unsere Flucht aus der DDR hatte angeblich damit zu tun, dass mein Vater Steuern hinterzogen hatte. Ihm drohten damals ein Prozess und sogar eine Haftstrafe. Und denen, die auch ihn immer wieder rankriegten wollten, hatten wir es gezeigt. Das würde er uns nie vergessen.

* * *

Einige Intellektuelle haben uns zähneknirschend die Stange gehalten, als sie die Gutachten zum Brandstifterprozess verfasst haben. Szondi, Taubes, Wapnewski. Sie haben versucht, unsere Aktionen zu Kunst zu erklären: Freiheit der Kunst, Satire, Dada – wo sie uns eigentlich doch nur pubertär und geschmacklos fanden, wie Hans Werner Richter, Günter Grass und Walter Jens schrieben. Sie glaubten an die Kunst – wir nicht. Denn die ist ein Geschäft, das das schlechte Leben erträglicher machen soll. Wir wollten es aber grundlegend verändern.

Hans Magnus zum Beispiel war für uns ein Angsthase. Er hat uns unterstützt, aber eigentlich immer sein Fähnchen nach dem Wind gehängt. Wir waren ihm einerseits dankbar, aber wir sahen auch, dass er für sein eigenes Leben vor den Konsequenzen zurückschreckte.

Denn eines war klar: Was wir mit der Kommune wollten, was wir lebten und was wir glaubten, war: Alle Kunst muss verschwinden. Und wird verschwinden. Warum? Kunst ist immer nur die geschmäcklerische Utopie für die eigentlich Toten. Für diese tote bürgerliche Welt mit ihren Kriegen, die immer so schön im Hintergrund versteckt werden. Die Künstler ermöglichen den Leuten gelegentlich, ein menschliches Gefühl zu haben. Um dafür dann umso besser weitermachen zu können mit ihrem unmenschlichen Leben. Deswegen war klar, dass wir versuchten, das ganze Leben zur Kunst zu machen, also wirklich zu leben.

Die Künstler und Intellektuellen wussten ganz genau, dass wir damit ihre Existenz in Frage stellten. Deshalb hatten sie eine Riesenangst davor, auch privat natürlich; wegen der Auflösung der privaten Verhältnisse, der sexuellen Zwangswirtschaft, die in diesen bürgerlichen Ehen herrschte. Die wussten mehr als die anderen, die uns bloß fürchteten, weil wir anders angezogen waren und zu lange Haare hatten. Manche haben uns natürlich auch bewundert. Und uns immer wieder besucht. Wie Peter Handke, der uns finanziell unterstützt hat. Es sind wirklich unglaublich viele gekommen. Zum Teil auch erst in der späteren Phase in Moabit. Auch Herbert Marcuse oder Daniel Cohn-Bendit.

Privat haben sie sich sehr dafür interessiert, was wir machten. Sie haben geguckt, wie man freier mit sich und auch mit Sexualität umgehen kann. Sie haben sich von der Atmosphäre der Befreiung durchaus anstecken lassen.

Wenn wir aber wollten, dass sie mehr – sowohl in der Öffentlichkeit als auch in ihrem privaten Leben – dazu stehen, dann haben sie natürlich sofort gesagt: »Um Gottes willen! « Das ging nicht, weil sie öffentliche Positionen zu verteidigen hatten.

* * *

Wir hatten gehofft, dass alle Kommune machen. Irgendwann mussten wir enttäuscht feststellen, dass diese Leute zu uns kamen, damit wir es für sie machten. Sie haben es nicht selbst gemacht. Aber wir wussten, dass es darum geht, es selber zu tun. Wir wollten keine Stellvertreter werden und haben uns deswegen mit der Kommune zurückgezogen.

Es gab einige weitere Kommunen, auch die Ostkommune I: Biermann, Havemann und so weiter. Die haben wir öfter mal besucht. Wir waren auch in der chinesischen Botschaft.

Die haben so rumprobiert und das natürlich nicht hingekriegt. Havemann war Gott und Biermann sein Prophet. Biermann in der Chausseestraße und Havemann draußen in seinem Häuschen. Da standen dann gleich zig Autos mit Stasileuten davor. Wie auch vor der chinesischen Botschaft. Wir haben uns den Spaß gemacht, zu den Chinesen hinzufahren, obwohl das vollkommen abstrus war, weil die wie die Ölgötzen in ihren Mao-Anzügen herumstanden und sich über uns nur gewundert haben. Aber da wir behauptet haben, wir seien die deutschen Roten Garden, konnten sie nicht anders und haben uns Mao-Bilder gegeben, die wir in Westberlin verkauft haben. Aus Peking ließen wir uns Mao-Bibeln und -abzeichen schicken. Und die Peking Rundschau.

Jedenfalls gab es mehrere Kommunen, vor allem auch von den Unterschichtlern, also Bommi Baumann und anderen. Die haben kommunemäßig in großen Altbauwohnungen gelebt und sind häufig umgezogen. Wegen ihrer kleinen Raubzüge und Streifzüge. Sie haben das natürlich sehr genossen, diese Freiheit, die sie vorher in den elterlichen oder den Lehrlingsverhältnissen nicht hatten. Der Blues nannten die sich zuerst, dann Die umherschweifenden Haschrebellen. Dann Schwarze Ratten.

Aber die Entwicklung verlief so elend langsam, und uns war klar, dass der Kommunegeanke nicht auf die ganze Gesellschaft übergreifen würde. Wir würden bestenfalls in Einzelkommunen, in Nischen, in kleinen Subkulturzentren im Untergrund etwas davon retten und überleben können. Ich habe damals ein kleines Papier dazu geschrieben, in dem es hieß: So geht es nicht weiter, wir werden hier zu Arbeitern am Fließband des Protests.

Trotzdem waren wir Stars, weil wir für die anderen das richtige Leben lebten. So wie heute die Stars auch funktionieren. Die leben angeblich das große Leben, und wir dürfen manchmal zugucken und sagen: Ah, wow! Wir drohten zu Erfüllungsgehilfen zu werden und haben gesagt: Nein, das machen wir nicht, das ist nur noch anstrengend und führt zu nichts mehr. So klug waren wir immerhin. Wir wollten wieder rausgehen aus diesem Business, das uns ohnehin davon abhielt, an uns selbst weiterzuarbeiten. Denn wenn man die ganze Zeit auf Adrenalin schwer nach draußen pustet, dann stagniert die innere Entwicklung oder fällt sogar zurück. In diesem Sinne waren wir völlig in Verzug geraten. Zum Beispiel zogen kaum Frauen in die Kommune ein, die Kommune war immer noch zu männlich, obwohl sie immerhin das Weiblichste in der ganzen Bewegung war.

Es ging einfach nicht mehr weiter. Unsere Beziehungen stagnierten, und wir wurden draußen erfolgloser. Die Straße gehörte uns immer weniger, die Polizei rüstete gewaltig auf, alles wurde niedergeschlagen, und wir wurden weiter zurückgetrieben in unsere kleinen Rückzugsorte.

* * *

Wir hatten sehr viel getan. Die Zeit – das war ja nur ein Jahr – war so verdichtet; ständig war was los, und ständig waren wir unterwegs und haben etwas gemacht, mit Leuten entsprechend darüber kommuniziert und andere Leute dabei unterstützt und ermutigt, ihre Sachen zu machen. Was man sonst in zehn oder zwanzig Jahren macht, haben wir in einem knappen Jahr gemacht. Eine Geschwindigkeit sondergleichen. Wir hatten keine Lust mehr.

Wir haben bei Demos den Leuten die Mao-Bibeln geschenkt: »Schmeißt sie irgendwohin.« Wir wollten auch nicht mehr zu den ganzen Gerichtsverfahren gehen. Das brachte nichts mehr. Es waren unzählige gewesen. Neben dem Brandstifterprozess war vor allem Fritz Teufel andauernd in U-Haft gewesen und hatte Prozesse am Hals gehabt. Wir konnten einfach nicht mehr. Und Fritz, der immer mehr mit jungen Mädchen, oder besser, Groupies, unterwegs war, was uns irgendwie nervte, verließ uns Richtung München. Er hatte zu viel abbekommen, obwohl sich so viele um ihn gekümmert hatten. Jetzt wollte er das nachholen, was er versäumt hatte, die allgemeine Zärtlichkeit. Und ihnen mit der Spaßgerilja was heimzahlen, klar. Wir dagegen wollten uns ein neues Domizil suchen.

* * *

Rudi Dutschke war kurz zuvor angeschossen worden.

Bachmann, der Attentäter, kam zu uns und hat mich an der Tür erwischt und gefragt: »Wo ist denn der Rudi Dutschke? Der ist doch hier in der Kommune.«

»Nee, der ist im SDS.«

»Wo ist denn das?«

Er hatte eine Pistole in seiner Tasche. Das wusste ich natürlich nicht. Und dann ist er hin marschiert und hat ihn tatsächlich vor dem SDS-Zentrum angetroffen und auf ihn geschossen. Es hieß dann, die Kommune hätte gelacht, als sie es erfuhr. Das stimmte. Weil wir in diesem Moment ganz genau wussten, was als Nächstes passieren würde. Wir wussten, was die Leute jetzt machen würden. Auch die SDSler. Mit welcher Zwangsläufigkeit sich diese ganzen Kriegsspiele und diese politischen Ereignisse und die APO-Geschichten entwickelten.

Wir hätten uns niemals auf diesen Krieg einlassen dürfen. Das war der große Fehler. Führst du Krieg, hast du schon verloren.

Du lachst einfach, wenn du siehst, wie sich das alles geradezu automatisch vor deinen Augen abspult. Und plötzlich siehst: Ja klar, wir bzw. die Bewegung hat ja scheinbar alles dafür getan. Gudrun Ensslin soll im SDS-Zentrum aufgetaucht sein und gesagt haben: Wir werden jetzt alle erschossen. Wir müssen uns sofort bewaffnen, sonst sind wir dran. Wieso sind die alle so irre drauf? haben wir gedacht. Das war der Impuls dieses Lachens.

Trips

Die Fabrik sollte ein Subkulturzentrum werden, kein Aktionszentrum mehr wie vorher in der Innenstadt am Stuttgarter Platz, sondern in einem Randbezirk, in Moabit, wo auch das Gefängnis und das Gericht sind. Wir wollten, so schrieb ich damals unseren Freunden, »ein Lokal aufmachen, mit Musik, und man kann alles darin machen, auch Filme und Besprechungen und natürlich viel mit Licht, und man soll tanzen. Es soll ein Zentrum sein, ein Treffpunkt, wo man sich wohlfühlt, wie zu Hause, wo man Leute kennenlernt und was mit ihnen machen kann. Dort werden auch Leute von uns wohnen, vielleicht wir, und man kann dort auch drucken – Flugblätter, eine kleine Zeitung, was einem einfällt. «
Dafür haben wir uns einen großen Raum hergerichtet. Zuerst haben wir die Böden und Leitungen gelegt und Wasserrohre installiert. Es war eine total verrottete Fabrik, drei Stockwerke. Wir haben das oberste Stockwerk genommen, wo es nur einen Raum gab und einen kleinen Nebenraum, den wir als Küche nutzten. Im Stockwerk darunter stellten wir die Druckmaschine auf – benutzten sie aber nicht mehr. Wir hatten die Fabrik offiziell gemietet, für 800 Mark. Ich war der Hauptmieter und gleichzeitig der einzige offizielle Mieter.

Hier fing es richtig mit den Drogen an. Am Anfang in der Hoch-Zeit, am Stuttgarter Platz, noch nicht. Da waren wir selbst noch richtig high – das reichte aus. Aber als wir jetzt so langsam runterkamen und unser großes Ziel in immer weitere Ferne rückte, da haben wir auf diese Weise versucht, unser High, die Visionen und Hoffnungen, per Droge wieder und wieder hochzuholen; wollten sie vor dem Versinken bewahren. Und Weitergehen. Psychedelisch. Erst mit Haschisch, dann auf LSD.

Ich habe beides mühsam zu nehmen gelernt. Lungenzüge fielen mir als Nichtraucher schwer. Am Anfang habe ich rein gar nichts gemerkt. Die anderen dagegen waren gleich dabei. Aber irgendwann bekam auch ich einen richtigen Flash. Ich saß auf dem Klo auf halber Treppe, in einem Verschlag. Ich dachte an nichts weiter, und plötzlich war alles irgendwie gelb vor mir. Und braun. Und grün. Und die Farben explodierten. Und ich wusste gar nicht, wie mir geschah.

Wir haben den Stoff natürlich auch als Tee und Kuchen genommen. Und ganz wichtig war die Musik. Noch bevor das richtig mit den Drogen losging, hatten wir die Kommune neu ausgestattet. Nicht mehr so karg wie am Stuttgarter Platz. Wir haben uns, was es noch absolut nirgends gab, von Freunden von der Technischen Universität einen großen Verstärker bauen lassen und dazu vier Riesenlautsprecher. Die haben wir in den Ecken unseres Riesenmatratzenlagers aufgebaut.

Ich wollte außerdem immer schon gerne einen großen Fernseher haben. Es gab einen einzigen Beamer, was man damals noch nicht so nannte: einen Fernseher, der auf eine Silberwand ein Schwarz-Weiß-Bild projizieren konnte. Von Grundig, Telerama hieß das Ding. Da musste man eine richtig dicke Linse heraus klappen, auf die wurde dann ein Bild geworfen und man hat Riesenbilder an der Wand gehabt. Dieses Gerät haben wir uns beschafft. Wir hatten noch einen anderen Fernseher von einem Spiegel-Mann, von Peter Brügge, der hat uns den mal mitgebracht und den haben wir immer laufen lassen. Eigentlich liefen immer Tiersendungen - wenn man high ist, sind die am schönsten. Ab und zu Nachrichten natürlich, um zu gucken, was so läuft. Vor allem über uns, als wir selbst noch mehr gemacht hatten.

Einen guten Plattenspieler hatten wir auch und haben uns von einem der Technikerfreunde auch einen Verstärker fürs Telefon bauen lassen. Jeder konnte jedem beim Telefonieren zuhören.

Über Freunde gab es Zugang zu den allerneuesten Platten, die in Deutschland noch niemand kannte, direkt importiert aus Amerika. Damit waren wir immer bestens ausgestattet. Frank Zappa, ganz spezielle Musik: Rotary Connection oder Vanilla Fudge, The Ceyleib People. Wir sind förmlich in diese Musik rein gekrochen und uns in ihr immer wieder neu begegnet.

Wir fingen auch wieder mit den Analysen an. Sicher auch deshalb, weil immer wieder neue Leute dazu kamen. Das erinnerte mich an meine eigene Zeit ganz am Anfang der Kommune. Jemand kam zu uns und sagte: »Ich möchte bei euch einziehen. Ich will mitmachen.«

Und der wurde genauestens unter die Lupe genommen, Tag und Nacht beobachtet. Jeder Einzug war erst mal nur auf Probe. Dann wurde das Verhalten analysiert und der Betreffende wurde direkt damit konfrontiert.

Wir besaßen auch einen Bus, einen VW-Bus, der auf meinen Namen angemeldet war. Ich war als Einziger noch geschäftsfähig. Auch das Telefon lief auf meinen Namen. Alles. Da habe ich hinterher schwer bluten müssen, als wir die Fabrik aufgeben mussten. Ich habe alles nachbezahlen müssen. Wer wie viel telefoniert hat, war unmöglich heraus zu finden.

Die Etage war jedenfalls bestens ausgestattet für die neue Drogen-Situation. Auch ein Stroblight hatten wir bauen lassen, und natürlich gab es Kissen und Decken und schöne Tücher; in der Mitte stand ein runder Tisch ohne Beine, wo wir Joints rollten und Tee tranken.

* * *

Es war also eine absolute Drogenkommune. Mit viel, viel Besuch. Jeder wollte mal sehen, wie das so ist bei uns, vor allem auch die Intellektuellen. Ich weiß nicht mehr, wer da alles kam. Leute wie Peter Weiss, Ossi Wiener, Peter Handke, Leute aus London, von überall her. Horst Mahler natürlich. Wer kam nicht, müsste man wahrscheinlich eher fragen. Zum Entspannen, zum Chillen, so nennt man das ja heute. Einige haben mit uns auch geraucht oder sogar LSD genommen. Das war schon schwieriger. Auch unsere Eltern haben uns besucht. Da waren wir immer besonders freundlich, um sie zu überraschen, weil wir als Bürgerschrecks verschrien waren, als völlige Irre, durch geknallte Wahnsinnige. Da waren wir ausgesucht höflich. Wir waren ja alle gut erzogen.

Sogar mein Vater hat uns mal besucht.

Er rief an: »Also Kinder, ich will euch mal besuchen und sehen, was ihr so macht.«

Dann kam er an, hatte wieder mal ein schönes großes Auto, einen Mercedes 220 Coupé, stellte den unten bei uns im Hof ab, und kam dann hoch: »Aha, so sieht's hier aus. Ja, sehr merkwürdig. Und wie ist denn das eigentlich, ihr habt doch hier immer so ein Zeug, sagt man, das raucht ihr doch irgendwie. Kann ich nicht auch mal was probieren?«

Ich habe gesagt: »Ja, klar, komm.«

Dann habe ich ihm einen Joint gedreht und ihn ziehen lassen.

»Junge, also bei mir wirkt das nicht. Da merkt man überhaupt nichts. Ich weiß gar nicht, was die Leute haben. Ich merke nichts. Ich merke nichts. Das wirkt nicht. Und habt ihr mir auch wirklich ...? Nein, es wirkt einfach nicht.«

»Ja, okay, schade.«

Und irgendwann haben wir ihn wieder verabschiedet, und er ist runtergegangen zu seinem Auto – und wirklich in sich versunken hat er das Auto eine viertel oder halbe Stunde lang aufgeschlossen und nicht aufgekliegt und hat da ruhig weiter rumgeschlossen und rumgemacht und gar nicht gemerkt, wie wir ihm zuschauten von unserer Fabrik aus und uns totlachten.

* * *

Irgendwann haben alle Kommunarden Trips genommen. Da kamen diese Priester-Dealer an, sie kamen daher mit ihren großen Flaschen in ihren großen Autos mit ihren großen Lautsprecher-Boxen drin und haben uns ihren Stoff verabreicht und das auch zelebriert: Das Hochamt der Brotherhood Of Eternal Love. Habt ihr Löschpapier? Mit der Pipette die Tropfen aufgetragen. Zerschnitten. Und dann wurden die Hostien verabreicht.

Beim ersten Mal hatte ich Angst: Oh Gott, was passiert jetzt?

Bei mir hat sich das erst mal dadurch gezeigt, dass ich mich wie ein Embryo zusammenkrümmte und kläglich piepste: »Oje, oje, Mutti hilf mir!«

So ungefähr.

Und ich hab mich dann an die Frauen gewandt, primär an Antje: »Pass auf mich auf, zeig mir das, hilf mir. Ich habe Angst, ich kenne das nicht.«

Die haben mich dann zuerst mal so ein bisschen auf Säugling machen lassen. Aber dann haben sie natürlich irgendwann gesagt:

»Jetzt komm, hör auf mit dem Quatsch! Steh mal auf und schau dich um, du kannst nicht die ganze Zeit bloß an Muttis Schürzenzipfel hängen.«

Und haben mich raus gestoßen aus dieser Geborgenheit, diesem Schutzraum. Dann habe ich begonnen, mich vorsichtig umzuschauen und habe so das Übliche gemacht. Man tastet sich irgendwie rum und durch und guckt sich alles mit übergroßen Kinderaugen an: Was ist denn das, was ist denn das? Und ist natürlich überrascht und zum Teil erschrocken, aber auch wieder völlig überwältigt von diesen unglaublichen Eindrücken, die dich einfach hin- wegschwemmen und aufreißen und total übernehmen. Du siehst einen Stoff, du siehst einen Millimeter Stoff, und dieser Stoff, er fängt plötzlich an zu leben und zu atmen und Farben und Energien auszusenden, dich geradezu damit zu besprühen. Und das wird immer mehr, wie Kaskaden überschüttet dich das, und du denkst: Was ist denn das? Und in diesem Augenblick fährt das plötzlich wieder zurück, und daneben ist was anderes, irgendeine Schnalle, und du denkst: Mein Gott, was ist das für ein geniales Ding, das ist ja ungeheuerlich, was die macht. Du siehst nur noch und siehst und siehst und weißt nicht mehr, was das ist, und kannst es nicht begreifen und bist nur noch dieses Ding – aber in einer Weise, die du nicht kennst und die du nicht erkennst. Du bist, was du siehst. Und spürst.

Du siehst keinen Tisch mehr, sondern ein atmendes, lebendiges Gewebe von kleinen Schnüren, die alle leuchten und sich kreuzen. Du siehst nichts Festes mehr, alles ist Energie, alles ist auch letztlich Liebe. Das Gefühl, das du dabei hast, ist das der absoluten, überwältigenden Schönheit. Schönheit ist wieder so hässlich-schön, nein, es ist einfach so fantastisch schön, dass du nicht sagen kannst: hässlich oder schön, sondern es ist, wie es ist, und so war es immer und wieso habe ich immer gedacht, das sei fest, das sei grau, das sei kalt, das sei ein begrenztes Ding? Alles fließt ineinander über und hat trotzdem eine Eigenart, die aber so viel lebendiger, so viel zarter, so unendlich farbiger viel und strahlender ist und sich dir in einer Liebeswooge anbietet, dass du einfach nur weinen kannst vor Freude, und du strahlst: Ja, das ist es! Es ist so, es ist einfach so! Das bin ich, ja! Das ist! Das ist wirklich! Mein Gott, warum habe ich das nie gewusst? Hinterher überlegt man: Wie lange habe ich mein Leben damit vertan zu glauben, die Welt sei grau und klein und mies und übel, aber in der Situation selbst ist es, wie es ist, und es ist einfach. Wir nennen es fantastisch, aber das ist Quatsch: Es ist – einfach so. Und alles andere ist fantastisch unwirklich. Du weißt einfach: Das ist nicht wirklich, was die Leute da draußen aufführen und wie die sich aufführen und miteinander umgehen und wie sie arbeiten und reden und U-Bahn- oder Autofahren. Das ist gar nicht wirklich. Die tun alle bloß so. Warum tun die so, fragt man sich dann vielleicht irgendwann. Aber man strahlt sie erst mal einfach an und denkt: Are you experienced? Siehst Du das auch?

Das ist die Erfahrung, aber irgendwann ist sie normal, und du musst damit dealen. Und das fällt den Leuten dann zunehmend schwer. Auch mir ist es schwer gefallen. Aber es ist so vielen Leuten so schwer gefallen, dass sie dann nicht mehr zurück wollten in diese graue Welt. Klar, die wollten da lieber bleiben, die sind dann nicht mehr zurückgekommen vom Trip, nicht mehr runtergekommen, wie sich das nannte, und wurden teilweise in die Heilanstalten weggesperrt. Selbst so kluge Leute wie Hadayatullah Hübsch, der PG Hübsch, der Paul-Gerhard Hübsch, dieser Dichterling aus Frankfurt, selbst solche kamen dorthin. Die anderen haben versucht, wieder runter zu kommen und irgendwie mit diesen Erfahrungen weiterzuleben. Das ist schwierig, weil das auch alles wieder verschwindet, die Farben ziehen sich wieder aus den Dingen zurück und diese nehmen wieder feste Formen an, und da stößt man sich dran und das tut wieder weh. Tja, wie kann man in diesen zwei Welten leben? Wie kann man das? Das war das Problem.

Wir haben das natürlich sehr dosiert. Wir haben das so gemacht, dass wir immer gut runterkamen, also eine Weile Zeit hatten dafür. Wir wussten auch, dass das natürlich anstrengt. Denn im Grunde genommen ist ein Trip eine Vergiftung. Die Droge ist eine Vergiftung oder eine Art von Sich-Erschöpfen. Das heißt, man muss den Körper zurückdrängen und schädigt ihn damit. Und nur auf der Basis dieses Ruins kann man seinen Geist zeitweilig so befreit erleben – bis man durch das Nachlassen der Vergiftung den Körper wieder erstarken und gesunden sieht, und der macht dann wieder den Filter dicht, der dimmt das alles wieder runter, und man ist wieder dumm und wie tot. Dafür ist man aber wieder gesund. Und wir haben uns immer erst wieder gesund werden lassen, um uns irgendwann wieder auf einen richtigen Trip, auf eine richtige Reise zu begeben.

* * *

Man kann natürlich auch ganz schlimme Dinge sehen: Falls die innere Verfassung oder die inneren Räume finster sind, dann wird auch das ins Maßlose vergrößert und verstärkt.

Ich war auch mal auf einem Horrortrip: Da ist ein Stroblight vor mir und macht blitz, blitz, blitz.

Zuerst sehe ich noch diese grotesken Gefrierbilder, die sich in meine Netzhaut brennen, und dann irgendwann schaue ich flüchtig in den Hof, und es blitzt in meinem Auge weiter, und ich sehe, der ganze Hof ist voller Polizei-Blitzlichter. Und ich krampfe mich zusammen: Um Gottes willen! Um Gottes willen, jetzt geht's gleich los!

Ich war plötzlich völlig überzeugt: Sie fangen jetzt an, um sich zu treten und uns ihren Krieg hier vorzuführen; wie gut sie darin sind und wie sehr wir uns davor fürchten müssen.

Im Gegensatz zu manchen anderen hatte ich die Möglichkeit, mit mir selbst zu reden: Moment, Moment, Moment!

Ich habe gedacht: Ich fasse mal an einen Lichtschalter, mal sehen, was passiert. Das habe ich getan, und dann war der Schrecken weg, einfach weg. Nichts mehr im Hof, der war ganz ruhig, ganz dunkel. Ich habe Licht gemacht, und in dem Augenblick war das alles weg. Ich wusste, dass das geht. Ich hatte immer diese Möglichkeit – was ich einerseits bedauerte, andererseits aber auch nutzen konnte – nicht so total abzufahren. Ich konnte mich, wenn ich auf Horror kam, selbst wieder runterholen. Das konnten viele nicht. Ich wollte die Kontrolle nicht an etwas mir Unbekanntes abgeben. Das ist dasselbe gewesen wie damals beim Alkohol. Und hier war das natürlich noch sehr viel stärker.

Es ist eigentlich ein Wissen darum gewesen, dass es noch eine andere Wirklichkeit gibt, zu der ich zurückkehren kann, und dass ich mich zwischen beiden Welten zu bewegen vermag. Ich hielt das für besser, als total, auf Nimmerwiedersehen abzufahren.

* * *

Eine Technik, die wir häufig benutzten, war, Musik aufzulegen. Ganz gezielt. Es gab eine regelrechte Dramaturgie des Musikauflegens, und jeder, der Musik auflegte, sagte damit etwas und wurde sofort darauf angesprochen: Was willst du mir damit sagen oder uns damit zeigen? Oder: Welche Atmosphäre schaffst du jetzt und warum? Musik ist eine starke Mitteilung: welche Musik in welcher Abfolge. Das haben wir für diese Encounters genutzt. Das waren starke Begegnungen, und wir werteten sie auch als solche und nutzten sie. Das heißt, wir analysierten uns weiter, indem wir sehr genau aufeinander eingingen. Wir waren ja inzwischen erfahrene Analytiker. Viele Leute waren trotzdem damit überfordert, weil sie gesagt haben: Um Gottes willen, das halte ich nicht aus, ich kriege ja den totalen Horror. Und dann noch mit der Drogenverstärkung.

Wir haben das immer weiter gemacht, sind aber nicht so weit gekommen, dass die Kommune sich nicht aufgelöst hätte: allerdings auch, weil es außen nicht mehr weiter ging. Man kann das nicht nur auf einer Insel machen. Sondern man ist weiterhin in einem Austausch mit der Welt, und wenn die Welt das, was man macht, nicht mehr will, dann kann man sich nur noch eine Weile dagegen stemmen und dann ...

* * *

Wir haben irgendwann in dieser Zeit auch überlegt, ob man mit LSD gesellschaftlich etwas verändern könnte, ob man das ins Trinkwasser ... Diese üblichen Ideen.

Bloß, irgendwie wussten wir, dass das nicht mehr geht, weil dieser Rückzug, den wir schon angetreten hatten, zu dem wir gezwungen wurden, unübersehbar war. Genauso wie das Erstarken der Gegenkräfte. Da machten wir uns keine Illusionen. Und es hat auch keinen Sinn, den Leuten LSD ins Trinkwasser zu schütten, wenn sie völlig auf ihrem Kriegstrip sind. Die Droge ist nicht per se gut, sondern nur ein Verstärker oder ein Befreier von bestimmten Potenzialen, die man in sich hat, die einen dominieren.

Dieter fing dann mit anderen Drogen an, auch mit Heroin. Das war übel. Dazu kam, dass wir irgendwann entdeckten: Direkt unter uns, eine Etage tiefer, befand sich die Heroinküche für ganz

Westdeutschland. Wir waren entsetzt. Berliner Tinke hieß das. Das waren ein paar Leute, die gefragt hatten, ob sie als kleine Kommune die Räume unter uns mieten könnten.

»Ja, warum nicht.«

Wir selbst brauchten sie nicht. Nach und nach fingen die Leute bei uns an zu schießen, es lagen Halbtote vor unserer Tür. Wir wussten erst nicht, dass das wirklich die Großküche war da unten und dass die dieses Zeug überall hin vertickt haben; richtig übles Zeug. Und wir haben natürlich irgendwann einen Tipp bekommen und haben die daraufhin raus gesetzt. Wir wollten einfach nicht diesen Zoff haben, den man dann wirklich massiv bekommt.

Viele unserer eigenen Leute waren Junkies und mussten dann auch entziehen. Für sie haben wir im Nebenhaus eine Wohnung gemietet. Denn sie waren übel drauf, die Junk-Leute, und unerfahren. Niemand wusste damals, wie man damit umgehen soll, und wir waren entsetzt, wie da gelogen und betrogen wurde, nur um sich den nächsten Schuss zu verschaffen.

Dieter kam immer mehr drauf: »Ja, ja, hier geht's lang, hier geht's weiter.«

* * *

Uschi kam in dieser Spätphase dazu, und wir haben noch mal versucht, einen bestimmten Aspekt raus zuarbeiten: den des offenen Paares, also eines Paares in einer Gemeinschaft, das sich aber der Gemeinschaft nicht verschließt oder sich aus ihr ausgrenzt oder die Gemeinschaft zerstört oder aus ihr raus will. Wir wollten im Gegenteil die Gemeinschaft damit stärken, ihren Zerfall aufhalten. Es ging aber nicht. Die Erosion dieses Möglichkeitsfensters schritt rasend schnell fort.

Trotzdem haben wir sehr viel versucht. Es ging aber letztlich mit ihr nicht, und es ging mit mir nicht, und mit den anderen ging es auch nicht mehr.

* * *

Die Kommune ist immer weiter ausgedünnt worden. Die Alten sind weggegangen oder gegangen worden. Ich war irgendwann der Einzige und Letzte der Urgruppierung, der dann schließlich die Tür von den Rockern zugeknallt bekam. Ich hatte einfach zu lange gewartet ...

Vorher aber mussten wir zuerst noch Dieter raus setzen. Wir mussten ihn förmlich aus der Wohnung raustragen. Er hatte sich wieder Heroin geschossen und vor sich hin gebrabbel: »Rainer, dieser Flash! Das ist das Größte! Hannibal, bind mir mal den Arm ab und hilf mir, eine Vene zu finden.«

Er kam dabei immer weiter auf den Gewalttrip. Und versuchte, die Kommune, die ich zu einer Video- oder Medienkommune machen wollte, in eine bewaffnete Underground-Kommune umzuwandeln. Ich wollte, dass wir mit neuen Techniken arbeiteten, mit medialen elektronischen Techniken. Mit Uschi bin ich nach London gefahren und hatte mich mit den Leuten getroffen, die Events in dieser Richtung organisierten: Arts-Lab, Roundhouse, Pink Floyd, neue Sounds und neue Bilder. Wir haben noch in Berlin versucht, in unserer Fabrik eine Videokommune zu starten. Dort sollten elektronische Bilder erzeugt werden, die neuen Bilder unseres Lebens. Flugblätter genügten nicht mehr. Und da ich noch die Mehrheit unter uns gehabt habe, konnte Dieter die Kommune nicht wieder übernehmen. Der suchte Leute, die mit ihm was machten, wo er der Chef sein konnte. Auch bei den Leuten vom Blues hat er es versucht, aber auch die haben ihn raus gesetzt. Und gegen Andreas Baader kam er nicht an.

Das war natürlich demütigend, dass ausgerechnet er aus einer Kommune flog, die er wesentlich, wirklich wesentlich aufgebaut hatte, und deren Spiritus Rector er einmal war.

Ich wollte weitergehen, mit den Frauen, mit den Bildern, mit den Videos. Aber das war damals in Berlin Verrat: Wer nicht für uns – die Gewalt – ist, hieß es, ist gegen uns, und so jemand können wir nicht dulden hier.

* * *

Den Büttel spielten dann die Rocker: Rudi, der König aus dem Märkischen Viertel und seine Gang. Wir kamen mit ihnen in Kontakt, weil auch sie neugierig waren und wissen wollten, was wir machten. Wir haben versucht, sie anzuturnen, wie das damals hieß.

Sie hatten harte Unterwerfungsrituale drauf: Einer musste dem anderen die Stiefel ablecken, wieder ein andere musste die Ketten ablecken und kriegte dann dafür eine rüber gezogen. Sie haben trainiert, wie man sich gegenseitig fertigmacht, aber eben auch andere. Sie sind in den Keller gegangen und haben sich da gegenseitig windelweich geprügelt, sich beweisen wollen, wer stärker ist; auch eine Art Encounter – zur Unterdrückung anderer.

Krawallo hieß der eine. Er und seine Freunde haben dann mit uns erst mal was geraucht. Ich habe gedacht, ich könnte sie mit Hilfe von Haschisch auf einen anderen Trip bringen. Das ging auch eine Weile ganz gut, die waren alle ganz friedlich, zumindest mit uns zusammen. Aber nicht auf Dauer. Und irgendwann in diesem aggressiver werdenden Umfeld, diesem wechselseitigen Aufrüsten in Berlin – die Linke und der Staat haben sich bewaffnet – sahen wir, dass die doch wieder aggressiv wurden und nicht mehr wirklich daran glaubten, dass diese weiche Droge gut für sie wäre.

Dazu kam damals eine Kommune aus Köln, die nannte sich bezeichnenderweise die Horla-Kommune. Horla, das ist von Borges; das unnennbare Böse, das keiner richtig sehen kann, aber das sich unaufhaltsam durchsetzt.

Die Horla-Kommunarden kamen also an: »Wir sind aus Köln, wir sind aus unserer Wohnung vertrieben worden und haben kein Geld. Wir sind auch eine Kommune. Könnt ihr uns nicht aufnehmen, bei euch ist doch Platz.«

Gut, klar.

Sie zogen ein.

Da war es wieder: »Ihr verdient doch Tausende, habt doch mit dem stern so viel Geld verdient, und die Uschi Obermaier, das alles gehört doch auch uns. Das ist auch unsere Revolution, das dürft ihr nicht alleine verbraten.«

So haben das viele gesehen. Zumal die Zeitungen jedes Mal behaupteten, sie würden ein wahnsinniges Geld bezahlen für Produktionen mit uns – was sie natürlich nie getan haben. Das machte die Leute neidisch. Es hieß dann: Der Langhans macht auf Manager, verlangt irre Gagen für die Uschi, die höchsten, die es je in Deutschland für ein Model gab.

Auch Ton, Steine, Scherben mussten später aus Berlin weg wegen dieses Neides, dieser Bettelei. Konnten sich kein Equipment kaufen oder Eintritt verlangen von der Szene, weil sie dann immer gleich Kapitalistenschweine waren. Macht kaputt, was euch kaputt macht.

Den Horlas sagten wir irgendwann: »Sucht euch was anderes.«

»Ja, aber wir können nicht woanders hin, wir liegen auf der Straße – und unsere Kinder. Ihr müsst ...«

Wir wollten nicht mehr, weil sie nichts zum Unterhalt beitragen wollten.

Dann haben die mit den Rockern aus dem Märkischen Viertel geredet und ihnen gesagt: »Die da oben haben so wahnsinnig Kohle, und hier unten lassen die uns verrecken, wollen uns rausschmeißen. Findet ihr das richtig?«

Das war für die Rocker die Gelegenheit.

Die sind zu uns hoch gegangen und haben alles zerlegt. Und gehöhnt: »Ihr Kapitalisten, das geschieht euch ganz recht.«

Und sie haben ihre schöne faschistoide Rockershow abgezogen, richtig die Heizungen rausgerissen, dann mit Kopfstößen Leuten die Nase gebrochen. Ich habe gewaltig was abgekriegt. Wer das Maul aufmachte, bekam sofort eine ab. Und wer es hielt wie Uschi, die natürlich schlau genug war – die kannte ihre Pappenheimer, weil sie aus demselben Milieu stammte – der kriegte nichts ab. Dann sind wir mit blauen Augen abgezogen und die Kommune war völlig zerstört – the end, my friend.

Und meine lieben politischen Genossen haben mir dann per Rote Hilfe bestellt: Ihr wart uns sowieso schon immer ein Dorn im Auge, also 14 Tage später hätten wir das auch gemacht, jetzt haben es uns die Rocker dankenswerterweise abgenommen.

Das war Berlin.

Wir hatten versucht, nicht in diesen Krieg einzutreten, den alle Leute, inklusive später der RAF, immer mehr wollten. Dieser größte Fehler der ganzen Bewegung: dass sie nicht daran gearbeitet hat, dieser

Versuchung zu widerstehen. Selbst meine ehemaligen Kommunarden sind dahin zurückgefallen. Haben Krieg gespielt und wurden bald auf den Fahndungsplakaten als Terroristen gesucht.

Warum ich nicht? Ich weiß es nicht.

Ich hatte eine gewisse Ahnung, was Krieg bedeutet, als einer der Älteren. Ich hatte ihn noch als Kind miterlebt. Den Klang der Bombengeschwader und das Donnern der Geschütze habe ich heute noch im Ohr. Vor allem aber hatte ich in der Bundeswehr professionell töten gelernt. Und mir Gedanken gemacht, dass das kein Weg ist, dass das nicht funktionieren kann. Weil ich Offizier war, der dazu ausgebildet worden war. Ich habe mich diesen Fragen frühzeitig gestellt – völlig unbewusst. Davon wussten die ganzen Kriegsdienstverweigerer in Berlin nichts. Indianer spielen, der Kampf gegen den Kapitalismus, den Imperialismus, es den brutalen Bullen zeigen, Rache für die Prügel, die man immer mehr einstecken musste und und und ...

Ohne die Enttäuschung dieser so großen Schönheit, die wir alle in uns spürten, hätte es diesen Terror nicht gegeben. Dass wir das große Leben einen Augenblick lang tatsächlich in uns spürten und um uns herum herzustellen versuchten – das nicht mehr leben zu dürfen, war unerträglich und führte zu Verzweiflungsaktionen. Vielen Leuten heute ist es schwer verständlich, dass aus dieser Kommune, die doch so witzig und so gewaltlos und so lustig war, auch diese große Terrorismusnummer kam: RAF und Bewegung 2. Juni stammten aus dem Kommuneumfeld.

* * *

Baby Baader war unser Baby. Das war sein Spitzname, weil er ein kindischer Schwachkopf, ein Raufbold und Angeber war. Ich war mit ihm befreundet, weil er gut war bei unseren Aktionen. Darf ich mitmachen? Klar.

Wir fanden immer die Leute gut, die nicht so viel Angst hatten und einfach mitmachten. Die meisten hatten Angst, die Bürgersöhnchen. Ich auch am Anfang. Wer nicht?

Andreas hatte viel Spaß bei uns. Und natürlich habe ich auch bald gesehen, warum es ihm Spaß machte: einfach, um denen was auszuwischen, diesen Leuten, die ihn immer gegängelt hatten, also Polizei und sonstigen Autoritäten. Darüber sind wir zusammengekommen. Darüber haben wir eine Art Freundschaft entwickeln können. Ich habe ihn auch privat kennengelernt und fand, dass er sich da übel verhielt. Aber das betraf uns nicht so sehr. Weil er sich uns gegenüber als Baby, als kleiner Lehrling, Mühe gab, sich anders zu verhalten. Und nicht so wie anderen gegenüber, die er fertig machen konnte. Er hat Macht über andere Leute ausgeübt, sie gedemütigt. Er hat sie gegeneinander ausgespielt.

Gegenüber Frauen hat er dieses ganze Kiezige drauf gehabt: »Die Fotzen.«

Diese ganze Verachtung. Aber auch Achtung des Sinnlichen dabei. Er war sehr erfahren darin. Auch für Frauen sehr überzeugend. Er war jemand, der sicher anziehend gewesen ist für uns, aber auch für die Frauen, da er in einer gewissen Weise viel angstloser war als andere Leute. Frecher. Mutiger.

Risikobereiter. Das ist eine gewisse Attraktion, die von einem Menschen ausgeht. Egal, ob das jetzt einen merkwürdigen Touch oder sogar den Touch von einem Kieztypen hat. Der natürlich in einer studentischen Umgebung sehr eigenartig wirkt. Aber auch spannend. Diese Form der Anerkennung der Sinnlichkeit, dieses Hedonistische, das er zu verkörpern schien.

Ulrike Meinhof kannte ich nicht so gut. Wir haben uns zwar öfters getroffen, als sie nach Berlin kam, aber ich fand sie nicht interessant.

Gudrun Ensslin hatte mehr Kraft. Ulrike war zwar intellektueller, aber Gudrun, die wollte mehr. Und das sehr entschieden. Ulrike war sehr zerrissen. Auch spießig, bürgerlich zum Teil. Und ängstlich. Dann wieder hatte sie einen Durchdreher. Eigenartig. Gespalten.

So wie Holger Meins auch. Er war an sich ein ganz softer Typ. Ein unheimlich lieber, weicher Mensch. Und dann bekam er plötzlich so einen stieren wilden Blick und drehte fast durch, und hat Sachen gemacht, da dachtest du: Den kenn ich gar nicht, diesen Menschen. Sehr eigenartige Spaltungen. So ungefähr: kick out the jams. Da ist nichts mehr da, was sie abhalten kann, irgendwas zu tun. Völlig durchgedreht. Du kannst sie auch nicht mehr erreichen. Das war auch bei Ulrike so. Und dann war sie wieder völlig schwächlich, unfähig, etwas zu tun.

Da ist Gudrun anders gewesen. Die hatte so ein ziemlich geradliniges Ding drauf, bestimmte Sachen einfach durchzuziehen. Und Gnade dir Gott, wenn du dem im Wege warst. Das hat sie einfach rücksichtslos, auch ohne Rücksicht auf sich selbst, durchgezogen.

Das ist das, was sie sowieso alle ausmachte: Desperados. Diese Verzweifelten also. Dass sie wirklich bereit waren, ihr Leben dafür einzusetzen und es auch in Selbstbestimmung eingesetzt haben. Kunzelmann hat zum Beispiel später sogar einen Selbstmord vorgetäuscht. Da sollte er ins Gefängnis.

Und dann gab es eine Todesanzeige: »Er hat selbst über sein Leben und seinen Tod bestimmt ...«

Der eigene Tod war immer eine Option. Für diese Leute, die es so ernst meinten.

5

Uschi

1968, ein Jahr vor Woodstock, fand das erste Underground-Festival in der Bundesrepublik statt. Rolf-Ulrich Kaiser, Musikjournalist und Fan, hatte eine gewaltige Organisationsleistung erbracht – nämlich, aus ganz Westdeutschland sowie aus dem amerikanischen und englischen Underground die Leute zusammenzutrommeln. Kaiser hat das, unter dem unauffälligen Namen Essener Songtage, zusammen mit der örtlichen SPD groß aufgezogen. Die SPD sah das als einen Beitrag zur Jugendarbeit an und stellte dafür unter anderem die Gruga-Halle zur Verfügung.

Wir sind als Kommune eingeladen worden und mit unserem Bus dorthin gefahren. Es gab ein großes Gelände, wo man zelten konnte und Fußball spielen, und wo wir uns umgeschaut haben. Es war das erste Mal überhaupt, dass so viele von uns zusammen auf einem Fleck waren: Essen-Nation. Ein besonderes Gefühl.

Drei Tage dauerte das Festival, mit verschiedenen Spielstätten, also nicht nur in Essen, sondern auch in der Umgebung; in Duisburg, glaube ich, gab es ein Kellergewölbe und manches mehr. Und allein in der Gruga-Halle waren drei Bühnen. Auf zweien wurde umgebaut, auf der dritten gespielt. All das, was später üblich wurde, gab es hier das erste Mal.

Die Gruppe Amon Düül kannten wir über Helge aus Berlin, der dazugehörte. Es war die erste und bekannteste Musikkommune; die Musiker kamen aus München. Zuvor hatten sie auch schon einmal in Berlin auf dem großen Akademiefest der Hochschule der Künste gespielt. Es war noch die Urbesetzung, die Ur-Amon-Düül – eine ganz andere Gruppe als die späteren Amon Düül II. Die II standen für Krautrock, und trotz Streitereien gibt es sie bis heute – auch ihre Platten.

Amon Düül haben uns sofort sehr beeindruckt, die sahen völlig anders aus, als wir das aus Berlin kannten. Im Berliner Underground waren nur die Leute vom Blues sehr modebewusst. Sie gingen immer in einen bestimmten Laden, Selbach, wo es Samtsachen gab, diese Spitzenhemden und was weiß ich noch. Dort haben sie sich ihre Kleider zusammengeklaut und waren immer toll ausgestattet. Doch nicht zu vergleichen mit diesen, in meinen Augen ephebenhaften, überirdischen, astralen Engelsgestalten von Amon Düül. Das hat mich geradezu geblendet. Auch ihre Musik war was Besonderes, so wie später Punk, wo man kein Instrument im klassischen Sinn beherrschen musste. Die haben sich jedes Mal in einen Rausch gespielt, in eine Art Trance. Eine Musik, die nirgends anfangt, die nirgends endet; alle stiegen irgendwo ein und irgendwo wieder aus und waren oft auf Trip und bekamen die Einsätze nicht mehr zusammen, sodass etwas entstand, was man irgendwann nicht mehr Musik nennen konnte, was Menschen aber dadurch zusammenbringen konnte.

Die Band bestand aus vier, fünf Männern und drei Frauen. Uschi, Angelika und Ella spielten die Rhythmusinstrumente und waren der Blickfang der Gruppe. Die Männer spielten die eigentlichen Instrumente.

Ella war verheiratet mit dem Leiter und Leadgitarristen Rainer Bauer. Angelika war mit Helge zusammen, und Uschi noch mehr oder weniger mit Peter Leopold, dem Schlagzeuger, der sie auch in die

Gruppe geholt hatte. Sie kannte ihn über eine Freundin und war rausgezogen zu ihnen nach Herrsching, wo die Gruppe einen kleinen Bungalow bewohnte.

Uschi wusste ja schon vorher sehr viel über mich, aber ich wusste noch nichts über sie. Wir waren bekannt und sie war unbekannt. Sie hatte zwar vorher schon in einem Film mitgespielt und war noch ein unbekanntes Fotomodell. Sie nannte sich Chrissie Malberg; Uschi Obermaier, meinte sie, sei kein Name, wenn man berühmt werden will.

Ich hatte diese drei Frauen erst mal nur aus der Ferne bewundert. Sie schüchterten mich ein. Ich erkundigte mich vorsichtig nach ihnen. Uschi schien am wenigsten festgelegt, das war mein Gefühl.

Helge sagte: »Sprich sie einfach an.«

Der Auftritt von Amon Düül in der Gruga-Halle ging ziemlich schief, weil alle auf Acid waren und einfach nicht zusammenkamen. Völlig verrückter Sound.

Dann haben wir alle immer wieder in diesen Tagen miteinander geredet und geraucht. Ich habe ganz scheu versucht, mich Uschi zu nähern, aber ich konnte so was, trotz der Erfahrungen, die ich in der Kommune gemacht hatte, immer noch nicht.

Wir haben uns die Musik der anderen angehört: Frank Zappa, The Fugs oder Julie Driscoll mit Brian Augers Trinity. Und haben uns dabei wahrgenommen. Ich wusste nicht, was mit ihr war, wusste auch nicht, ob sie mich, meine Annäherungsversuche, überhaupt wahrnahm. Oder was sie davon hielt.

Sie war so anziehend für mich, weil sie wohl einem inneren Frauenbild von mir entsprach. Ich war fassungslos – dass es sie gab.

* * *

Ich habe mich später, als wir wieder in Berlin waren, über Helge telefonisch nach Uschi erkundigt. Und da erfuhr ich, dass auch sie sich nach mir erkundigt hatte. Kurz darauf habe ich sie auf einem Twen gesehen, auf dem Titel, und habe mir den gekauft. Das hatte ich vorher noch nie gemacht. Monate später kamen die Amon Düüls nach Berlin, zu Plattenaufnahmen, aber auch, um uns zu besuchen. Und da ist sie einfach dageblieben bei mir. Das war noch in der ersten Nacht, nachdem die Kommune und die Düüls gemeinsam Musik gemacht hatten. Die anderen aus der Band waren darüber nicht gerade erbaut. Ab da begann eine intensive Beziehung, die in meinen Augen eine große Schönheit besaß.

Wochenlang haben wir uns auf intensivste Weise einander zu nähern versucht; wir sprachen miteinander und spielten miteinander, aber auf eine Weise, die uns beiden neu war. Uschi war sehr anders, da sie aus einer ganz anderen Gesellschaftsschicht kam. Die Begegnung mit ihr geschah in einer Zeit, in der die Möglichkeiten relativ groß waren, sich jenseits aller Schranken überhaupt kennenzulernen. Weil alle dieses umfassende Gefühl verband und die normalen schichtspezifischen Grenzen außer Kraft gesetzt waren. Uschi war immer schon in mir gewesen – als das ganz andere.

Ich erfuhr viel von ihr: Sie kam zu mir, in die Kommune, weil sie mehr wissen wollte – weil sie mehr erleben wollte, als sie bis dahin kannte. Sie hatte viele One-Night-Stands gehabt. Als Groupie. Sie hat vor der Bühne der Bands getanzt und gewartet, dass einer von den Jungs mit dem Finger winkt und einen Roadie vorschickt: Hol die mal.

Ihr Ding war, Männer glücklich zu machen. Und sie wusste, wie das geht. Gelang das, dann würde es ihr gut gehen.

Diese Unmittelbarkeit der Empfindung für jemand anderen und für das, was der andere will, mit dem man sich auf diese Weise verbinden will, das wollte sie ausleben. Für mich war das sexuelle Revolution über den Instinkt. Es bezauberte mich.

»Das wollen wir alle, so wie du das auch möchtest und schon auf deine kleine Weise getan hast. Das kannst du jetzt groß tun und vor allen und für alle. Das ist auch politisch.«

Das konnte sie verstehen, auch wenn sie nur eine bestimmte Art von Sexualität kannte, die geprägt war von ihren One-Night-Stands. Eine Sexualität, die völlig auf Männer ausgerichtet war in der Art, dass sie dann schnell zur Sache kam. Uschi war nicht beziehungsfähig und hatte mit ihren Beziehungen immer großes Pech gehabt, wie ich in meinen Gesprächen mit ihr erfuhr. Und entsprechend war sie auch im Bett.

»Ist sie wirklich so eine Granate im Bett?« wie Redakteure das immer verschämt fragten.

Wenn man das als Mann so sehen will, dann war sie das, aber mich interessierte das nicht. Weil man darin einfach viel zu wenig erlebt, den anderen gar nicht wahrnimmt und vor allem nicht sich selbst. Und

im Grunde genommen nur ganz schnell eine Form von rauschhafter Spitze erreicht. Ich fand das einfach öde und habe versucht, ihr zu zeigen, dass das ganz anders sein kann.

Dass sie selbst Gefühle hat - nicht bloß immer fragt: »Wie war's denn? War es gut für dich? «
Man kann natürlich aus dem Vergnügen, das man dem anderen bereitet, selbst sehr viel Vergnügen ziehen. Bloß keine Liebe.

Sexuelle Revolution hieß aber für die Kommune, selber fühlen, indem man die ausgesandten Gefühle wieder zurückholt. Leidenschaftlich an sich selbst Interessierte.

Mir ging es darum, ihr diese Möglichkeit zu zeigen: ein eigenes Vergnügen zu haben, das nicht nur über das, was man dem anderen bereitet, funktioniert, sondern in dem man selber was empfindet. Aber dazu musste sie langsamer werden. Das konnte sie nicht.

Ganz am Anfang haben wir uns erkundet und sehr viel vom anderen wahrgenommen. Aber nach einer Weile war mein wesentliches Gefühl, dass ihre Schnelligkeit etwas Suchtartiges hatte und nicht wirklich befriedigend für sie war. Und für mich sowieso nicht.

Um diesen eigenartig mechanischen Charakter von ihr zu benennen, habe ich das Wort Streicheleinheiten erfunden. Streicheln, klar, aber Einheit ist ein mechanisches Maß. Und dann habe ich sie auch einen Lustautomaten genannt. Es war eigentlich liebevoll gemeint. Es waren Bezeichnungen dafür, wie ich ihre Sexualität empfand: einerseits durchaus lustvoll, auf Lust abzielend, Genuss ohne störendes Bewusstsein, aber auch maschinenhaft, bei der die tieferen Empfindungen an einer Panzerung abgleiten. Und da wollte ich weitergehen und habe mich sehr mit ihr darum bemüht.

* * *

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Sexualität nicht allzu viel bringt - und schon gar nicht, wenn sie diese tiefere Schicht von vornherein entweder nicht kennt oder nicht kennenlernen will. Mich interessiert sie dann auch nicht.

Deswegen hatte ich eine Unbefangenheit, zum Beispiel mit dem Mund. Für mich war das das Gewöhnlichste von der Welt, für Uschi aber überhaupt nicht. Dass man leckt, das kannte sie gar nicht. In der Sexualität, die sie kannte, hieß es: Direttissima. So etwas aber macht man nicht. Ich habe ihr einiges gezeigt. Und zwar nicht nur oralen Sex, das ist immer noch Technik. Was sie bei mir gelernt hat, aber danach wohl nicht weiterverfolgt hat, ist einfach - sehr, sehr langsam zu sein. Dadurch eine tiefe Zärtlichkeit miteinander zu versuchen, jedes Gefühl miteinander zu teilen. Von Tantra oder meditativem Sex hatte ich zu dieser Zeit noch keine Ahnung - ich war sehr überrascht, als ich später erfuhr, dass es da so viel gibt. Ich wusste durch die intensive Erfahrung in der Klausurzeit der Kommune, wie tief Menschen einander begegnen können und wie sehr sie miteinander in eine Beziehung, in eine zärtliche Beziehung eintreten können.

Es ging dabei nicht unmittelbar um Sexualität, sondern um eine feinere Form von Körperlichkeit, von der Uschi überhaupt nichts wusste. Diese grobe körperliche Sexualität fanden wir spießig.

Wenn Leute bei uns in die Kommune kamen, haben wir uns intensiv mit ihnen beschäftigt. Das konnte bis zur Sexualität gehen - war durchaus nicht immer der Fall, aber es war eine Möglichkeit. Und es war selbstverständlich, dass wir voreinander Sex hatten, wie Uschi dann zu ihrem Entsetzen festgestellt hat. Wir fanden es ebenso spießig, dieses Druckszenen, sich verziehen und dann wieder verschwitzt aus einer Ecke vorkommen, wo einen keiner sehen konnte.

Das war für sie ein Schock - und der Auslöser für ihre Eifersucht.

Sie hat immer wieder versucht, mich der Eifersucht zu überführen, triumphierend - und behauptet bis heute:

»Du warst natürlich auch eifersüchtig.«

Und: »Alle sind eifersüchtig.«

Und: »Ich bin eifersüchtig wie die Hölle, und da wird sich auch nie was dran ändern. Du auch. So ist der Mensch - und aus, Ende.«

Obwohl sie damals in Interviews in Twen oder im Stern gesagt hat, wie blöd es eigentlich sei, eifersüchtig zu sein - und wie schön dagegen, mit mehreren Menschen zusammen zu sein: die allgemeine Zärtlichkeit, das Mehr, das man dadurch vom Leben haben konnte. Diese Zärtlichkeit hebt auch die Geschlechter auf. Das sahen wir.

Beide waren wir uns einig, dass das besser ist, als jemanden besitzen zu wollen. Heute heißt es natürlich, sie habe das bloß nachgeplappert, ich hätte ihr das eingeredet, und sie hat das dann den Journalisten ins Mikrofon gesagt. Nein. Sie hat es versucht. Und sie hat ein paar Erfahrungen damit gemacht. Mit den Männern nach mir hat sie das fortgesetzt.

* * *

Es begann, als Mascha von der Hamburger Ablassgesellschaft in die Kommune kam. Mascha war eine schöne und selbstbewusste Frau, und Uschi sah das natürlich sofort. Selbstbewusster als sie – und intelligent. Das rührte an Uschis Minderwertigkeitskomplex, nicht genug zu wissen, während sie später stolz darauf war, dass sie Buchstaben für unattraktiv hielt. Ich habe mit Mascha geschlafen – vor ihren Augen. Mascha sprach darüber mit Uschi: »Das nimmt Dir doch nichts. Im Gegenteil!«

Aber für sie war es unerträglich. Im Augenblick konnte sie nichts machen, nur hinstarren. Aber später wollte sie es mir heimzahlen.

Sollte sie ruhig.

Der erste war Jimi Hendrix. Ich fand es gut, wenn sie mit anderen Männern ihren Horizont erweitern wollte. Liebe war für mich, die Entwicklung des anderen zu erleben und zu unterstützen. Meine Unsicherheit, die Eifersucht, bestand nur darin, ob sie diese Erfahrungen danach mit mir teilte. Die gab sich mit der Zeit. Nein, das war weder gefühllos in Bezug auf sie, noch wollte ich sie damit verletzen. Wir hatten ein anderes Verständnis von Sexualität: ein offenes, das diese zärtlichen Körperbegegnungen bis zur sogenannten Sexualität, bis zum Ernstfall selbstverständlich einschloss.

Das ist heute das Unverständlichste: dass ich, sogar vor ihren Augen, mit jemand anderem, mit Mascha, geschlafen habe. Und da sagen die Leute: Wie kann man das tun? Das wird eine Frau niemals verzeihen. Das ist die normale Geschichte. Und dass ich das gemacht habe – und als liebevoll empfand, vor allem als viel liebevoller als das, wie es die anderen immer machen, oder selbst als das, wie es Uschi mit ihrem späteren Freund Bockhorn gemacht hat, das ist heutzutage fast das Befremdlichste an dem Ganzen. Das Politische von damals ist heute schwer zu verstehen - auch schwer zu verstehen ist der Terrorismus – aber damit hat man sich weit mehr beschäftigt und kann darüber eher reden. Über diese Sexualität immer noch nicht. Das zeigt, dass es eine andere Liebesmöglichkeit gab, und die ist nicht paarig. Die ist eben keine Beziehung. Sondern etwas anderes: Wir sind sehr aneinander interessiert, um uns selbst weiterzuentwickeln. Jeder sich. Und wir werden das in aller Freiheit tun. Wenn wir dabei anderen Menschen begegnen, die ebenso daran interessiert sind, dann sind wir geradezu gehalten, uns so intensiv wie möglich um sie zu bemühen. Ohne Einschränkung.

Uschi kam immer mit der klassischen Geschichte: »Die Liebe ist eben ein Topf, und der gehört mir. Wenn du jemand anderem was davon gibst, dann nimmst du mir das, was mir gehört. Das ist gemein und das kann ich nicht dulden. Das werde ich nie toll finden, da kannst du machen, was du willst! «

Das war für mich falsch, weil Liebe etwas ist, das mehr wird, wenn man sie gibt, und nicht weniger. Das gilt irgendwann auch für das Körperliche.

Uschi hatte ihre Geschichten mit Männern immer außerhalb – in der Kommune hat sie das nicht gebracht. Am Morgen habe ich sie irgendwo abgeholt oder zu Mick Jagger hingefahren oder zu irgendeinem Redakteur von IT, also der International Times in London, und am nächsten Tag kam sie dann wieder. Ich habe das gern gemacht für sie.

Klar habe ich gefragt: Was war und Wie war's? und so weiter. Es ist uns beiden nicht leicht gefallen, darüber zu reden.

Wie viel sagt man dann davon, was sagt man dann, wie sagt man das? Und man befürchtet natürlich, der andere ist verletzt, und man selber ist auch irgendwie unsicher, wie geht das dann, und ist da doch was ganz anderes, was man nicht erfährt, wie viel Vertrauen ist da noch möglich.

Das Problem war, dass sie da etwas anderes tat, ohne das mit mir zusammen, gemeinsam weiterzuentwickeln, und damit, wenn man so will, mir untreu wurde. Untreu wurde dadurch, dass diese intimere Form von Schönheit, die wir zu entwickeln versuchten, immer wieder unterbrochen wurde. Oder sich in eine andere, in ihre alte, der Suche nach Lust, bewegte. Dazu ist sie benutzt worden. Und hat andere benutzt. Bei der Lust ging es immer ums Benutzen. Uschi wollte nur ihre Lust und körperliche

Schönheit genießen. Und dafür suchte sie sich dann Umstände und entsprechende Männer, die genau dies ermöglichen konnten.

Sie war auf Leute aus, die irgendwie anders, wild, lebten. In der Presse las sie dann oder hörte was von denen. Wenn man in Konzerte ging oder wenn man sich Clips anschaute, dann sah man, was die Leute draufhaben, und das konnte sie spüren, das hat sie angezogen. Das hatte nichts damit zu tun, dass es Stars waren, sondern damit, dass sie sah, dass die das Leben lebten, das auch sie wollte. Deswegen waren das für sie die Größten, die Götter. Ihnen ist sie gefolgt.

Das nannte sie dann wilder Mann, aber in Wirklichkeit ging es um ihre wilde, wie sie das nannte, Lust. Dafür hat sie mehr als andere Frauen riskiert und gesucht. Bis zur Kommune hin. Denn das ist nicht gerade einfach gewesen für sie. Andere Frauen haben sich das nicht getraut, nicht so weit getraut wie sie.

Uschi hatte das ganz einfache Gefühl, und das hat sie immer wieder beiläufig gesagt: Wenn jemand mich wirklich sähe, und wenn ich ihm das zeigen würde, dann würde er sehen, das ich eigentlich total langweilig bin. Deswegen hüte ich mich davor, dass er mich je sieht. Ich bin eigentlich – nichts.

Darüber haben wir viel gesprochen.

Und da habe ich versucht, ihrem Selbstbewusstsein aufzuhelfen und gesagt: »Nein, ich möchte wirklich alle diese Dinge von Dir wissen. Und das ist nicht langweilig. Das ist nicht schlecht. Diese Gefühle sind nicht schlecht. Und deine Intuition ist gut.«

Deshalb sagt sie über mich: »Noch nie hat jemand so- viel von mir wissen wollen. Das hat mich stark gemacht.«

* * *

Ich empfand sie überhaupt nicht als langweilig. Ich wusste ja selbst nicht weiter. Ich war mit meiner, mit unserer Männlichkeit damals gescheitert. Krieg stand vor der Tür. Der, den dann viele geführt haben von uns.

»Ich kann nicht hassen«, sagte sie, als meine Leute aufrüsteten.

Ich habe gesagt: Ich muss Frauen kennenlernen, um herauszufinden, was mir fehlt. Um dieses andere in mir zu sehen, was ich offensichtlich kaum kenne und was mich doch zu faszinieren vermag. Und dafür ist sie in dieser ungeheuren Gegensätzlichkeit zu mir, der ich ein intellektueller und introvertierter Mensch bin, optimal gewesen.

Weil die zwei Gegensätze dann in einer Ergänzung zu einander gekommen sind, und die ergibt eine Vollkommenheit oder eine Liebe oder ein Leben, ein richtiges Leben.

So erst mal sah ich sie. Und so habe ich mich ihr genähert und sie geliebt. Irgendwann sah ich, dass das eine Art Vertrag ist: Du gibst mir deine Andersartigkeit, ich gebe dir meine. Und dann sind wir zusammen ganz fantastisch.

Aber es hat nicht gereicht.

Wir trennten uns.

Man muss sich selber vervollständigen. Es hat keinen Sinn, diese Vollständigkeit über jemand anders herstellen zu wollen.

6

Highfish

Die Zeit nach der Kommune hatte noch eine Art von Schönheit. Wir saßen in München, während im Berliner Untergrund der Krieg aufgezogen wurde. In einer Kriegszone ist es sehr schwierig, die Erfahrung der Zärtlichkeit, einer allumfassenden Liebe zu üben. Wenn du dich am Krieg nicht beteiligst, bist du sofort ein Verräter oder musst wirklich weg; du darfst nicht lieben, das hat keinen Platz mehr.

Die Leute bewaffneten sich, und das musste man geheim halten. Da sind Leute wie wir eine Gefahr – wer weiß, vielleicht könnten wir etwas ausplaudern. Du musst lügen, musst dich dauernd verstecken, dir andere Identitäten verschaffen, damit du nicht entdeckt wirst. Das ist Underground, Untergrund. Klandestin, so wurde das damals genannt.

Das heißt, man versteckt sich und bereitet im Verborgenen den Krieg vor. Und entsprechend sind Leute, die auf arglos und Liebe machen, natürlich ein Risiko, und sie müssen ausgegrenzt werden. Sie sind zwangsläufig Verräter, da sie diesen notwendigen Krieg, so wurde das gesehen, nicht mitmachen wollen. Das heißt: Ihr wollt nicht für die gute Sache kämpfen, ihr wollt nicht dafür kämpfen, dass ihr lieben könnt. Wir müssen aber jetzt kämpfen, denn die anderen rüsten auf. Und insofern seid ihr doppelte Verräter, nicht nur Verräter, weil ihr hier nicht mitmacht, sondern auch, weil ihr eure eigene Sache einmachen, also zerstören lasst von der bösen Gegenmacht.

Wir haben schon in Berlin diese ganzen Gespräche untereinander geführt. Es lief immer auf die Frage hinaus: Wenn alles so schwierig wird, wo geht es weiter, wie können wir weitermachen?

* * *

Ich war der Meinung: Mit den Medien müssen wir weiterarbeiten, uns verbessern, damit wir eben nicht in diesen Krieg geraten, damit wir mit den Leuten anders kommunizieren. In Berlin ging das nicht. Nachdem die Kommune zusammengeschlagen worden war, sind wir nach München gegangen, um dort eine andere, neue Kommune zu machen; wir versuchten, eben dieses Kommunikativere – manche Leute sagen, das Hedonistische – zu realisieren.

Wir beide, Uschi und ich, hofften, dass wir dadurch auch unsere Beziehung verbessern könnten, weil der Druck von außen geringer war. Die politische Szene führte zwar auch in München Krieg, aber weit weniger. Es wurde eine sehr große Kommune, Anfang der Siebziger.

* * *

Zusammen mit Künstlern in der Giselstraße haben wir zwei Stockwerke zusammengelegt und die Highfish-Kommune gegründet. Nicht Hai, sondern High.

Eine Art Künstlerkommune, eine Medienkommune. Wie der Name sagt, ging es um Drogen; um die Rettung und Weiterentwicklung dieses Hochgefühls, um schöne Gegenstände, um ein bisschen Kunst.

Überlegungen, die es in Berlin schon gab, haben wir in München zu realisieren versucht: die Idee eines Popkonzerns, so habe ich das genannt.

Die Idee war folgende: Wir müssen mit den Medien arbeiten. Das können wir nur, wenn wir die schöneren Bilder entwerfen und herstellen, also auch multiplizieren und weitergeben. Dafür brauchen wir Videokameras und Produktionsräume. Dann werden wir dieses schönere Leben, das wir leben, per Bild in die Häuser bringen. Per Krieg wirst du ihnen nichts verkaufen können, du musst es mit den Medien tun, mit den modernen Medien. Es ist sowieso bessern, ach Brecht, statt eine Bank zu berauben, selber eine zu gründen.

Unsere Berliner haben das natürlich für den Verrat schlechthin gehalten: Das hieße ja Kommerz. Ich habe da schon gesagt: Frau Obermaier ist der neue Mensch, und die möchte gerne schön sein und zeigen, wie man schön lebt, was bis heute ihre, und unsere, Botschaft ist. Dann werden die Leute das auch wollen und werden sich die Sachen kaufen, denn das ist die Kommunikationsform, die im Kapitalismus dominiert. Dann bedienen wir uns doch ihrer! Wir können und werden ihnen das, statt es ihnen beizubomben, verkaufen.

Diese Ideen hatte ich schon in Berlin entwickelt und Magnus Enzensberger hat sie mir dann gewissermaßen geklaut, mit Brechts Radiotheorie angereichert und groß im Kursbuch als seine eigene, neue Medientheorie veröffentlicht.

Später habe ich ihn gefragt: Magnus, warum hast du das gemacht?

Ja, ich habe Angst gehabt, wenn ich deinen Namen nenne. Du bist doch ein Verräter. Und dann kommt mein Bruder, der Ulrich, mit seiner militanten Gruppe in München, der Südfront - wer weiß, was die dann unternehmen. Da habe ich einfach Angst gehabt, deswegen habe ich das nicht gemacht.

Er hatte nur zu recht.

Denn die kamen mit vorgehaltener Pistole, Fritz Teufel und Ulrich Enzensberger, und haben gesagt: »Wenn ihr uns kein Geld gebt, ihr habt ja so wahnsinnig viel, dann knallen wir euch über den Haufen. Ihr verramscht nämlich unsere Revolution! «

Die sind also tatsächlich bei uns in der Highfish-Kommune aufgekreuzt, um Geld einzutreiben für ihre Lehrlingsarbeit im Untergrund, wie es hieß.

* * *

Mit dem Popkonzern war ein Anfang gemacht; es gab sogar schon einen Namen dafür, der sollte Xoom heißen; wir hatten bereits Briefpapier, und die Stones hatten zugesagt, für uns zum Auftakt ein Open-Air-Konzert bei München zu geben, wenn wir einen Platz finden und das organisieren würden.

Wir haben es versucht, aber leider sind wir nicht allzu weit gekommen, weil wir uns nicht genügend in der Geschäftswelt bewegen konnten. Wir waren einfach nicht fähig dazu, harte Geschäfte zu machen. Meine Leute haben später noch versucht, mit Pornos Geld zu machen. Das habe ich schon nicht mehr mitgemacht. Damals gab es diese revolutionären Pornos, die sie dann versucht haben zu drehen.

Dann gab es einen Filmemacher, Dieter Geissler, der wollte einen Film mit uns drehen: Deutschland bei Nacht. Ein riesiger Kommunedreh war bereits in Vorbereitung. Die Räume wurden innen mit Samt ausgeschlagen, die Badewanne mit Grütze gefüllt, und alles nackt natürlich, die Tour. Aber das hat nicht funktioniert, wir wollten nicht mitmachen.

Letztlich waren wir zu schwach und hatten einfach nicht den Nerv, mit diesen toten Geschäftsleuten halbwegs klarzukommen. Das haben wir nicht gebracht.

Wir haben dann versucht, mit den Schwabinger Popkapitalisten Anusch und Temur Samy zusammenzuarbeiten. Sie besaßen Lokale und Läden. Ihnen gehörte das Blow Up, die größte Disco in München. Als Anusch, der Geschäftsmann, starb, machte Temur daraus mit unserer Mithilfe das Weiße Haus. Das ging allerdings schnell wieder pleite – zu viele Abzocker und Dealer. Heute ist es wieder ein Theater, das Theater der Jugend.

* * *

Für unser schönes Leben haben wir uns ein kleines Schlösschen auf dem Land gemietet. In Kronwinkl in der Nähe von Landshut. Das war heruntergekommen und ziemlich billig und hatte 26 Zimmer, die wir uns hergerichtet haben. Mit Teppichen und Matratzen und Tüchern haben wir uns eine kleine Welt gebaut, in der wir uns wohl fühlten, da konnten wir uns auf die Reise begeben oder auch durch die Wälder in der Umgebung streifen. Da passierte unter anderen auch die Peter-Green-Geschichte.

Wir haben immer irgendwelche Gruppen, die einen Gig in München hatten, eingeladen auf das Schlösschen, haben dann zusammen mit ihnen getrippt, Musik gemacht und zum Teil auch aufgenommen. Wir haben versucht, in der Stadt die Kunstproduktion in Gang zu bringen und draußen auf dem Land zu trippen – um nicht irgendwo in diesen grauen Steinkästen zu verkommen und sich den Horror zu holen. Sondern draußen in der Natur zu sein, auch mit Autos auf LSD herumfahren.

Dafür haben wir – das gab's damals noch nicht – in unseren großen schwarzen BMW, so einem alten V8, eine große Musikanlage eingebaut.

Wir haben zu Philips Kontakt aufgenommen und gesagt: »Gebt uns das Zeug, und wir vermarkten das so ein bisschen per Lifestyle-Ikonen für euch. «

Sie haben uns eine Anlage gegeben; die haben wir eingebaut und mehrere Lautsprecher drangehängt. Damit sind wir wild durch die Gegend gefahren und haben uns mit Musikern aus England getroffen oder aus Amerika, mit diesen ganzen angeturnten Typen in ihren Tourbussen.

Peter Green von Fleetwood Mac galt als der beste Gitarrist: Green is God. Die Band verkaufte zu der Zeit mehr Platten als Stones und Beatles zusammen. Die Stars waren aber auch noch nicht so abgehoben Anfang der Siebziger, sondern auf Augenhöhe mit den Leuten. Es war keine so große Sache, dass man sich

kennenlernte, wenn es sich ergab. Nach dem Auftritt von Fleetwood Mac in München, im Deutschen Museum, ist die Band ins Hotel, und Peter Green ist mit uns mitgekommen, mit den Highfish-Leuten. Dann sind wir zusammen auf unser Schlösschen gefahren.

Ich hatte mich schnell mit ihm angefreundet. Er sprach nicht viel. Wir beide waren auf eine Art seelenverwandt. Ein weicher, verletzlicher und sehr liebesfähiger Mensch. Mit Uschi hatte er keine besondere Verbindung. Sie fand ihn nicht anziehend, allein schon körperlich; er war ihr zu stark behaart, meinte sie, und auch die Musik von Fleetwood Mac war ihr zu soft, nicht rockig genug, während ich das sehr schön fand. Diese Nacht haben wir zusammen mit ihm verbracht, haben getrippt, gejammt, sind auf LSD durch die Räume gefloated. Wir hatten auf einer Revox-Maschine, die wir unten stehen hatten, die Session mitgeschnitten. Er hat das Band mitgenommen. Es war ihm heilig, sagte er später. Wir waren ziemlich drauf in der Nacht.

So etwas wie unsere Kommune kannte er nicht, das gab es in England nicht.

Wir haben ihn in den nächsten Wochen zweimal in London getroffen. Er war es, der uns auch den Kontakt zu den Stones verschafft hat, und Uschi konnte sich ihren Traum erfüllen und endlich ihre Affäre mit Jagger beginnen. Mit Fleetwood Mac schien erst alles noch in Ordnung zu sein. Aber dann ist Peter Green plötzlich aus der Band ausgestiegen. Was wir so hörten, war, dass ihn das Musikgeschäft anwidere, dass er da nicht mehr dabei sein wolle. Die Band hat viel später seine Nacht bei uns in München dafür verantwortlich gemacht und behauptet, sein Trip mit uns hätte ihn völlig verändert. Er hat wohl in England weiterhin nach einer Kommune Ausschau gehalten, aber nichts dergleichen gefunden – und sich freiwillig in eine Heilanstalt einweisen lassen, wo er mit Elektroschocks behandelt wurde. Seitdem spielte er eigentlich nicht mehr. Er ist einer der rätselhaften Verschwundenen der Popmusik.

Auch Amon Düül II kamen vorbei und haben sich das angeguckt. Sie spielten gerne im Schlösschen und haben es später übernommen, als die Highfish-Kommune zerfiel.

Und sogar Peter Urbach, der Apo-Verräter, kam noch einmal vorbei. Er hatte uns damals in der Fabrik eine Bombe beschafft, die Dieter unbedingt wollte und die der Verfassungsschutz bei uns fand, was Dieter und mir fünf Wochen U-Haft in Moabit wegen eines Bombenanschlags auf die Wahl des Bundespräsidenten Heinemann einbrachte. Er war der einzige Proletarier, der bei uns mitmachte und der damals in Berlin alles beschaffte, was wir brauchten. Heute verstehe ich, dass er sich das nur als Angehöriger des Verfassungsschutzes trauen konnte, zumal er wusste, dass wir nicht gewinnen würden. In dieser Funktion verhalf er auch den Genossen zu ihren dringend gewünschten Waffen und Bomben, die sie für ihren Krieg brauchten. Heute lebt er mit neuer Identität irgendwo in Südamerika.

* * *

Wir haben wirklich versucht, dieses schönere Leben zu leben. Das war diese Politik, die ich noch versucht hatte, und mit der ich allerdings baden gegangen bin. Nein, es ging nicht.

Jedenfalls war ich seitdem ein Verräter, und das hat mich einige Nierensteine gekostet. Ich habe immer wieder Nierenkoliken bekommen, ich dachte, ich sterbe. Ich war ein Ausgestoßener aus der Bewegung und habe davon ein richtiges Trauma gekriegt, weil ich dachte: Mein Gott, das waren meine Leute, das sind meine Leute, Mensch, die Leute, mit denen ich überhaupt angefangen habe zu leben, die machen mich jetzt nach Strich und Faden fertig, machen mich wirklich alle. Dabei möchte ich mich nur weiterbewegen in Richtung Frau, dieser Liebe und Schönheit, und nicht in Richtung des Krieges, den ihr glaubt, führen zu müssen. Ich halte das einfach für falsch, und es geht nicht da lang.

Ich habe die nächsten zwanzig Jahre keinen Ton aus dieser Ecke gehört, und wenn, dann nur Hass. Die sind zwar alle auch abgesackt, die ganze Bewegung ist zerfallen. Und Alles, was ich hörte, war nur Verräter und Hass.

Der Erste und Einzige, der nach 20 Jahren mal zu mir kam, sagte: »Rainer, ich möchte doch mal mit dir reden: Wir haben dir Unrecht getan. Du hast recht gehabt mit den Frauen und mit dem Ganzen überhaupt, und wir haben das halt nicht gesehen mit diesem Terrorismusding und so.«

Das war Fritz Teufel, wenigstens er.

Aber bei den meisten anderen gelte ich heute noch als Verräter. Ich habe später noch einiges dafür getan in ihren Augen, weil ich gewagt habe, noch mal zum Faschismus Gedanken auszusprechen, die scheinbar

unerträglich sind. Dafür bin ich als esoterischer Faschist abgestempelt und auf verschiedenste Weise zum Schweigen gebracht worden. Und stehe im Handbuch des Rechtsradikalismus. Von Schlimmerem will ich gar nicht reden. Das Ganze ist eine eigene Geschichte, die tut man besser noch nicht in ein Buch.

* * *

Zwischen uns beiden, Uschi und mir, gab es in der Zeit der Highfish-Kommune noch Möglichkeiten. Aber irgendwann immer weniger. Erstens, weil es außen auch in München immer finsterner wurde. Wir haben unsere Projekte, unsere hedonistischen Projekte, den Popkonzern, nicht realisieren können. Und unsere Beziehung ging auch immer weiter den Bach runter, weil ich mich immer mehr vor dieser Nicht-Weiterentwicklung Uschis und dieser Wiederholung des Alten, der alten Sexualität, ekelte. Ich kam immer schlechter drauf, auch deswegen, und Uschi fühlte sich mit mir natürlich auch nicht mehr gut, weil ich erfolgloser wurde, weil ich immer weiter in mich zusammenstürzte. Ich war am Ende. Erst als ich meinen Meister gefunden hatte, war ich gerettet.

Andernfalls wäre ich wirklich aus meinem Körper rausgefallen, gar keine Frage - wie die anderen auch gestorben sind, wie viele damals starben, weil es nicht weiterging. Und ich war auch kurz davor - und habe dadurch den Meister gefunden. Und da hat Uschi natürlich schon, mit großer Sorge zunächst und mit großer Bemühung ihrerseits, versucht, noch unsere Beziehung zu retten. Wir haben alles Mögliche versucht, auch mit mehreren Leuten noch, obwohl ihr das gar nicht recht war, das zu machen - und mit anderen Mädchen, die sie mir dann so ungefähr zuführen wollte oder was weiß ich, irgendwie, damit es ging. Und es ging einfach nicht. Es ging einfach nicht. Und wir sind da schier dran verzweifelt, obwohl wir beide sehr viel versucht haben - und Uschi auf ihre Weise besonders.

* * *

Unser Abschiedsessen war in einem kleinen Restaurant in der Türkenstraße - kurz nach unserer großen Drogenreise, die wir noch mit Freunden zusammen nach Gran Canaria und Ibiza gemacht hatten.

Ich war schon in dieser spirituellen Gruppe. Die Vereinigung, die der Meister begründet hat, nennt sich Ruhani Satsang. Mit der Gruppenbeauftragten hatte ich mich bei den Treffen angefreundet. Mit ihr zusammen habe ich Uschi eingeladen, mit uns essen zu gehen. Ich wollte diese Hilfe haben und damit auch ein Zeichen setzen, wohin mein Weg gehen würde.

Uschi kam allein. Sie war damals schon mit jemand anderem zusammen, das war ein junger Dealer. Noli hieß der. Der verehrte sie sehr und hatte Drogen und Geld. Das war wichtig für sie.

Zu der Zeit lebte Uschi schon nicht mehr in meiner Kommune, sondern mit zwei Mädchen in einer kleineren Frauenkommune in der Ismaninger Straße. Da bin ich dann immer hingegangen und habe ihr frisch gepresste Säfte vorbeigebracht und ihre Post gemacht. Aber schließlich wollte sie auch das nicht mehr. Ich war eine jämmerliche Figur geworden, und sie wollte meine Anhänglichkeit nicht mehr ausnutzen.

Sie sagte: »Ich liebe dich nicht mehr, und du sollst auch nicht mehr kommen und mir noch irgendwas bringen.«

Ich habe nicht viel um mich herum wahrgenommen, bin kaum mehr rausgegangen. Ich habe mich sehr verkrochen, habe schon versucht, zu meditieren und nur noch nach innen zu gehen. Und nach innen zu schauen. Und draußen alles runterzufahren. Ich bin in unserer Kommune in eine Art Besenkammer gezogen. Ich bin in lauter Besenkammern gewesen. In kleinen Abstellkammern. Weil ich mein Leben reduzieren und mich von den Menschen zurückziehen wollte.

Wir haben beim Essen darüber geredet, dass wir nicht mehr zusammen sein können. Dass das auch zu quälend ist, wenn wir das weiter versuchen würden. Dass wir uns gegenseitig freigeben sollten. Dass das zwei verschiedene Wege sind, dass wir verschiedene Wege gehen. Und ich habe gesagt, dass ich diesen spirituellen Weg gehen will, der für mich lebensrettend ist. Dann hat sie am Schluss gemeint, und das war

für mich gar nicht gut: Wer weiß, irgendwann später, könnten wir uns wieder begegnen und vielleicht noch mal zusammenkommen.

So was ist immer schlecht, weil das Hoffnungen weckt, dass diese Trennung nicht ernsthaft ist – da klammert man sich schnell dran. Abgesehen davon empfand ich das Treffen als sehr gut, und Uschi auch.

* * *

Es hatte zuvor noch immer wieder heftige Auseinandersetzungen gegeben. Einmal habe ich sie sogar geschlagen, was mir hinterher unglaublich erschien. Das werde ich nie vergessen. Und zwar war das auf einer Autofahrt. Ich erreichte sie nicht mehr, ich konnte nicht mehr mit ihr in Kontakt treten, und sie war immer mehr in dieser Stimmung: Uah, ich mag nicht. Sie kann ja in der Richtung nichts verstecken. Zeigt es einem auch. Um überhaupt noch zu ihr vorzudringen, habe ich sie geschlagen – nur deswegen. Nicht aus Wut oder weil ich sie fertigmachen wollte. Sondern einfach, um diese unglaubliche Abwehr, dieses »Ich will nichts von dir wissen, ich will dich nicht hören«, um das zu durchbrechen.

Ich habe ihr ins Gesicht geschlagen und es natürlich sofort wieder gelassen. Ich glaube, sie hat sich gewehrt. Hat geweint. Für mich war es eine krasse Szene. Für sie glaube ich nicht so. Weil sie das kannte, von früher zwar, aber sie hat das immer wieder aufgesucht. Sie war das gewohnt, dass sie geschlagen wurde. Von ihren Männern.

Als wir dann getrennt waren, da gab es mehrere Situationen, die noch einmal sexuell wurden, aber eine ganz deutlich. Da war ich schon mit der Fassbinder-Truppe zusammen. Und habe da Theater mit ihnen gemacht in Dortmund, wo sie uns mal besuchte.

Weil ich ja immer noch nicht ganz loslassen konnte, obwohl sie sich längst einen neuen Freund besorgt hatte. Ich konnte das nicht und hing deswegen umso mehr an ihr. Ihr fiel es zunächst auch sehr schwer, sich von mir zu trennen. Aber als sie es dann getan hat, dann hat sie es gleich konkret getan, also mit neuem Freund. Und dadurch war das für sie eigentlich keine Option: noch mal Sex mit dem Ex. Aber ich habe sie sehr beknet – so wie Birgit damals. Aber diesmal war natürlich nichts. Ich sah ja, dass ich sie überhaupt nicht mehr erreichte – das ließ sie mich auch spüren. Trotzdem wollte ich es, obwohl ich wusste, dass es so sein würde. Ich meinte eben, dass ich mich dann eher würde von ihr lösen können. Ich weiß nicht, ob das richtig gedacht oder gefühlt war. Aber ich habe es halt gedacht. Habe es erzwungen. Weil man nicht loslassen kann und deswegen sagt: Ach, komm, lass uns doch noch mal. Um dieses Loslassen irgendwie freundlicher zu gestalten.

Das war ja auch der Hintergrund für diese andere Geschichte mit Birgit: sie nie wieder sehen, nie wieder mit ihr sprechen. Und das war so wahnsinnig schrecklich. Das wollte ich natürlich nicht noch mal.

Ich war aber auch schon so schwach zu dem Zeitpunkt. Es gab so viele demütigende und trostlose Situationen meiner Schwäche wegen, mich da nicht einfach abwenden zu können. Und was anderes zu machen. Ich konnte das einfach nicht. Ich habe ihr hinterher auch weiter vorgejammert und geheult. Es ist bestimmt noch ein Jahrzehnt und länger so gewesen: Wenn ich ihren Namen hörte oder wenn ich wusste, sie kommt in die Nähe, fing ich automatisch an zu schwitzen. Also sofort eine wahnsinnige Anspannung. Das blieb alles sehr lange und sehr stark.

* * *

Nach dem großen Leben, das wir einen Augenblick '68 gelebt hatten, wo sollte sie da hingehen? Auf den Kiez. Da geht es um Sex, da geht es um Sinnlichkeit, um Subkultur, die nach ganz anderen Prinzipien funktioniert und eben nicht allein nach denen der Leblosigkeit und des Geldverdienens. Ihre Lebensform war dann keine Kommune mehr, sondern eine Zweierbeziehung mit Bockhorn, aber in dieser erweiterten Form, wie Uschi sie in der Kommune kennengelernt hatte. Nämlich, dass der Mann daneben Geschichten haben konnte, wenn sie die Queen bleibt. Die Nummer eins in der Beziehung. Und wenn man das vorher abspricht.

Bockhorn war auch ein Sucher in einem gewissen Ausmaß. Er und ich respektierten uns: Er machte den großen Indianer und ich machte die Ameise, den Heiligen. Und wie er es sah: »Wir Männer gegen die Fotzen«. Die Ehre. So war er.

Ich fand es nicht toll, was er machte oder nicht wahnsinnig intelligent. Aber ich hielt was davon, dass er eine Menge probierte, und was daraus lernen wollte, bis zu seinem frühen Tod, der ein Selbstmord war. Für Uschi erneuerte sich ihr Trauma – er hatte ihr immer wieder gedroht: »Du Alte, wenn das jetzt nichts wird mit uns, dann geh ich ins Kloster. «

Sie wusste: Mein erster Mann – also ich –, der ist heilig geworden. Jetzt will noch der zweite heilig werden. Das stehe ich nicht durch. Sie sagte mal zu mir: »Ich habe in Indien immer die Angst gehabt, dass der da irgendwo mal einfach im Kloster verschwindet und mich mit dem Auto sitzen lässt. «

Dass er heilig werden wollte, man kann auch sagen: den Körper verlassen wollte, und dass er es auf diese Weise getan hat, das ist für ihn typisch gewesen. Er war risikobereit. Wenn es hier nicht geht, dann mach ich es woanders.

So hieß es immer: »Alte, dann mach ich 'n Sprung. Dann mach ich hier nischt mehr. «

* * *

Sie sagt immer, sie will eine gute Alte werden. Das traut sie sich schon zu sagen. Aber wie das aussieht und was das ist - ich glaube nicht, dass sie das weiß. Ich meine, was ist das? Gut, wir wissen das alle nicht.

Deshalb müssen wir das Alter erfinden.

Ich glaube, sie könnte, und vielleicht will sie das eines Tages sogar, eine Hexe werden. Das wäre dann eine Form der Geistigkeit, die man als körperbezogene Frau entwickeln könnte, wenn man sich ein wenig damit vertraut macht. Ich denke, dass sie vielleicht schon das eine oder andere davon gebraucht. Sie lebt ja immer etwas magisch. Eine dieser Magien ist zum Beispiel, dass man niemals zugeben darf, dass es einem schlecht geht. Natürlich auch, weil sie Menschen misstraut. Weil die das ausnutzen würden und sich das schlechte Gefühl dann verstärken würde. Sie hat eine Menge kleiner Magien, mit denen sie ihr Leben führt.

Unter anderem gehört auch dazu, dass sie mit uns, dem Harem, zum Beispiel keinen Kontakt hat, weil wir ihr zu depressiv sind. Sie möchte nicht mit Menschen, die düster, die schlecht drauf sind, zusammen sein. Dann ginge es ihr auch schlecht. Das sind so einfache Dinge, mit denen sie, glaube ich, ihr Leben gestaltet. Das heißt, sie versucht, nur positiv zu sein und sich das selbst einzuflüstern: Mir geht es jeden Tag gut, gut, gut. Und das Schlechte gebe ich frühestens drei Jahre danach zu - dass es tatsächlich dagewesen ist. Aber während der Zeit auf keinen Fall. Dann bring ich mich nämlich noch schlechter drauf. Sie fühlt sich sicher von uns auch davon abgestoßen, weil sie da sieht, wie düster man sich zum Teil auch selbst begegnet. Welchen Dingen man sich dann stellen muss, und wie viel Arbeit das bedeutet, der sie sich nach wie vor keinesfalls unterziehen will.

Weil das andere geht ja auch: Ich bin ein Glückskind und bekomme alles geschenkt. Ich versteh gar nicht, wieso das so ist. Aber ich genieße es. Und bin dankbar dafür. Und danke jeden Tag auf Knien.

Das tut sie. Okay.

7

Welt am Draht

Fassbinder war jemand, der die 68er-Bewegung sehr schätzte. Aber was Uschi anging: Er konnte mit so einer Frau nicht. Die so extrem hetero ist. Ich weiß gar nicht, ob Uschi viele schwule Freunde hatte. Ich glaube, das hielt sich sehr in Grenzen. Das gab es nicht. Das waren zwei sehr verschiedene, nicht kompatible Welten – völliges Desinteresse.

Sie wäre bei ihm nicht die Nummer eins gewesen. Hätte sie Filmschauspielerin werden wollen, hätte sie sagen können: Für einen Film ist das doch irgendwie gut. Aber sie wollte das sowieso nicht, weil sie gesagt hat: Wenn ich eine Filmkamera sehe, erstarre ich. Und dass die mich damals bei Rote Sonne oder Detektive dazu gekriegt haben, das funktionierte nur, weil die gesagt haben: Du brauchst gar nichts zu machen, du läufst einfach nur durch das Bild. Du brauchst eigentlich nichts zu sagen.

Das hat sie, wenn auch widerwillig, überzeugt: Ihr müsst es wissen. Ich mache auf keinen Fall mehr, als einfach nur da zu sein. Aber wenn ihr meint, dann mach ich das eben.

* * *

Bei Dreharbeiten zu dem Film Haytabo hatte ich Ulli Lommel, den Schauspieler und Regisseur kennengelernt. Hannes Fuchs aus der Highfish-Kommune war einer der Hauptdarsteller. Ich spielte mit Uschi eine Nebenrolle. Auch Ullis Freund, Rainer Werner Fassbinder, spielte mit und Eddie Constantine. Ich dachte eine Weile, dass ich selbst gerne Regisseur werden würde und bin irgendwann zu den Drehs von Fassbinder mitgenommen worden, wo ich einfach nur herumstand und schaute.

Dann hat Fassbinder irgendwann gesagt: »Wer ist denn das? Was willst denn du?«

»Ich würde gerne Film lernen, mit irgendwas anfangen.«

»Ja, gut, kannst dich da erst mal hinstellen.«

Dann wurde ich Statist in dem Science-Fiction-Zweiteiler Welt am Draht. Später wurde ich der dritte Assistent. Ich übte mit den Schauspielern die Texte ein und machte hier und da ein paar Kleinigkeiten. Und ich bin zum zweiten und dann zum ersten Regieassistenten aufgestiegen.

Wenn man zu Fassbinder kam, begann eine große Liebesgeschichte, und die wurde irgendwann zu einer großen Hassgeschichte. So war das immer, und das ging meistens relativ schnell. Bei mir ging es sogar ein paar Jahre.

Ich war kein homosexueller Geliebter von ihm, hatte da auch keinerlei Neigungen, sondern ich war eine Art geistiger Geliebter. Aus dem Partyleben habe ich mich rausgehalten.

Bei den Dreharbeiten wurde viel in die Saunas gegangen. In die Deutsche Eiche, in München. Auch sonst gab es genügend Schwulenclubs, überall. Die wussten immer, wo welche waren. Ist wie bei Drogenleuten. Man hat sofort Anschluss an die Szene, und dann geht es los.

Einmal bin ich mit in die Sauna gegangen. Da saßen sie alle; ich habe gesagt, das ist ja überhaupt nicht warm. Die waren da so lange drin, denn es ging ihnen nicht um Sauna, was ich doch dachte, sondern es ging nur darum, dass man gemütlich herumsitzt und sich anmacht. Oder präsentiert. Sie haben sich dann auch immer mit Frauennamen benannt. Sedlputz. Das war Walter Sedlmayr bei Angst essen Seele auf.

Aber es ging mit ihm auch ohne Sauna. Ich habe die Arbeit sehr genossen, weil Fassbinder ein sehr wacher und liebesfähiger Mensch war – und zugleich auch ein böstiger. Ein ziemlicher Egoist. Die Art, wie er gedreht und seine Filme gemacht hat, war hedonistisch. Es war wirklich ein Vergnügen, ihm zuzusehen und dabei diese andere Welt, in der er lebte, in sich selbst spüren zu können. Er hatte wunderschöne Seiten, er war ein großer Liebhaber, jemand, der sehr gefühlvoll sein konnte, geduldig, unterstützend, helfend. Ich habe einiges gelernt über Gefühle, über Liebe, übers Filmemachen.

Ich hatte eine Zeit lang auch engen Kontakt zu seiner Mutter Lilo Pempeit. Die kannte nur drei Genies: ihren Mann, den Rainer und mich. Da war ich eine Weile ganz oben, der Erste im Hofstaat. Und dann war ich auch irgendwann der ganz Böse und wurde richtig ausgegrenzt.

Zunächst mal war ich Regieassistent und immer mit ihm zusammen. Er hat Leuten wirklich die Möglichkeit gegeben mitzumachen.

Er hat gesagt: »So, jetzt dreht ihr mal selbst einen kleinen Film.«

Er hat einem viel gezeigt und war darin sehr gut. Und er war sehr aufmerksam. Das bedeutete, dass man immer, wenn man einen Fehler gemacht hatte, den dick und dreifach aufs Brot geschmiert bekam. Aber das war auch richtig, weil ich es ja lernen musste, und man machte eben Fehler und lernt daraus. Er hat einen mit großer Geduld, aber auch Ironie, ganz schön rangenommen.

* * *

Fassbinders Schwäche, das waren natürlich seine Liebesverhältnisse. Er hatte immer ziemliche Probleme mit den Jungs, mit denen er jeweils zusammen war. Aber man bekam nur bedingt Einblick. Er ließ sich relativ wenig anmerken.

Wie er seine Leute fertigmachte mit diesem Liebe-Hass-Ding, also mit diesen starken Gefühlsgeschichten, die er für seine Filme auch ausbeutete, damit hatte ich natürlich Schwierigkeiten. Es war wie in einer Kommune: sehr persönliche Beziehungen, viele Abhängigkeiten, Gefühle und Verletzungen

und die ganzen Fragen: Wer ist beliebter, und wer hat Lob oder Kritik erfahren? Aber das wurde alles endlos durchgespielt. Die haben das in einer Weise gemacht, die war aus meiner Sicht, menschlich gesehen, ziemlich übel. Wie sie sich gegenseitig verletzt haben, mit welcher Raffinesse sie sich diese Gefühlswechselbäder beschert haben.

Ich habe nicht viel dazu gesagt, aber er spürte natürlich, dass ich das anders sah. Irgendwann war klar, dass er etwas anderes will als ich, und das ging nicht zusammen. Denn ich konnte ihn nicht mehr wirklich unterstützen, weil ich vieles ablehnte, was er tat.

Es ging kleinlich, rachsüchtig zu, und alles völlig dominiert von Rainer. Diese Schönheiten, die da drin aufkamen, die haben das nicht aufgewogen. Ich war natürlich auch insofern überfordert, als ich dachte, ich wüsste viel über Gefühle und über Gruppen. Solch ein Gefühlstheater, das kannte ich tatsächlich noch nicht, obwohl ich wirklich einiges gewohnt war. Und auch mit Frauen hatte ich schon einige Erfahrung, aber das ging noch mal weit darüber hinaus.

Als ich ankam mit Spiritualität und Meditation, mit vegetarischer Ernährung, hat das die Frauen sehr interessiert. Fassbinder fand das nicht so toll. Er wollte keinen Nebenguru, als den er mich ansah. Und er, der in der Anfangszeit noch sehr schlank war und Alkohol und Drogen vehement ablehnte, hat sich darüber aufgeregt. Und natürlich seine Witzchen gemacht, gefrotzelt, von wegen: die Salatfresser schon wieder.

Hanna Schygulla und Irm Herrmann sind dann Vegetarierinnen geworden. Ich habe da einen verderblichen Einfluss gehabt.

Einmal saß Fassbinder da, vor einem schönen großen Stück Fleisch, und meinte zu Irm Herrmann, als die sich bereits vegetarisch ernährte: Pass mal auf, Irm. Du wolltest doch immer schon mit mir schlafen. Wenn du ein Stück von dem Fleisch hier isst, mache ich das.

Irm hat ihn irritiert angeschaut, kurz überlegt und abgelehnt. Sie blieb konsequent und hatte es sowieso nicht leicht bei ihm, weil sie immer im Schatten der schönen Hanna stand. Während Hanna genau wusste, dass sie sich ihm immer wieder entziehen musste, hat Irm viel stärker an ihm geklebt, und das hat er wiederum nicht vertragen.

* * *

Irgendwann war dann die Sonne der Liebe nicht mehr so stark und wurde immer weniger, bis es gar nicht mehr ging. Trotzdem war ich noch eine Weile dabei, bin mit dem ganzen Tross zu Festivals gefahren: Sorrent, große Preisverleihung. Da habe ich Jutta und Gisela zum ersten Mal gesehen, die Zwillinge, die später Teil des Harems wurden.

Es war dann so, dass Fassbinder, einen Meter entfernt, zu jemand sagte: »Sag mal dem Langhans, er soll dies und jenes tun.«

Er sprach nicht mehr direkt mit einem, sondern nur noch über andere. Da waren andere in der Sonne und die mussten einem dann mitteilen, was er von einem wollte. Auch mit Lilo Eder, der Mutter, wurde es nun schwierig, weil die beiden doch sehr verbunden waren. Ich wurde dann zur Unperson. Das war sehr bitter, dieser Hass, diese Bösartigkeit, die sowieso in dieser Gruppe sehr stark war.

* * *

Mit Ulli Lommel habe ich dann noch etwas gemacht, was aber eigentlich das Letzte war, was ich wollte. Einen Pornofilm.

Aber ich habe gesagt: »Gut, wenn du meinst, dass ich das machen kann und soll – ich will ja filmen lernen.« Er hat die Vorstellung gehabt, dass Pornofilme angesagt waren. Das hätte was Subversives, aber bediente zugleich, was alle wollten. Er hat das mit Fassbinder-Leuten gemacht.

Auch da war ich Regieassistent. Ich hatte Brigitte Streubel, mit der ich befreundet war, mit Ulli zusammengebracht – sie einander vorgestellt – und sie sind dann zusammengezogen und haben Filme gemacht. Den Porno, den hat er zum Teil mit ihrem Geld gedreht. Ich habe meine Regieassistenten gemacht und habe zugleich, weil Brigitte das wollte, mit ihr immer wieder Gespräche geführt.

Aber Ulli gefiel das gar nicht : »Diese Frau möchte ich gerne abends positiv haben, wenn ich von einem schwierigen Dreh zurückkomme - und jedes Mal, wenn du mit der redest, ist die nicht so easy. Und das möchte ich nicht. Das solltest du schön unterlassen, zumindest während des Drehs. «
Nach der Hälfte des Films hat Ulli gesagt: »So geht's nicht weiter. Ich will, dass du gehst. « Dann bin ich gegangen. Ich war froh, dass es für mich vorbei war. Soweit ich weiß, wurde der Film nie fertig gestellt. Und ich habe danach diese Film- und Regisseursüberlegungen nicht weiterverfolgt.
Die Schauspielerei habe ich auch aufgegeben. Ich dachte zwar: Eigentlich sind wir ja alle Schauspieler, und deswegen kann ich es auch gleich professionell versuchen. Ich habe bei Peter Fleischmann eine größere Rolle gespielt in seinem Film Die Hamburger Krankheit. Ich habe es bei der Helma Sanders-Brahms getan, bei Fassbinder – immer kleinere Rollen natürlich. Auch einmal Tatort. Was ich beim Film als Schauspieler tat, hatte zu viel mit mir selbst zu tun. Deswegen war ich nicht fähig, einfach irgendeine Rolle zu spielen oder mich in irgendeine Art von Existenz reinzubegeben – es sei denn, sie hätte etwas von meiner Suche beinhaltet.
Die Regisseure waren teilweise überfordert mit dem, was ich machte.
Sie sagten dann: Das ist ja viel zu viel, was du da machst, und anders, als ich will.
Und meine eigene Suche ging damit auch nicht mehr zusammen. Ich wäre, glaube ich, ein ganz guter Schauspieler, aber nicht für beliebige Rollen, sondern nur für ganz bestimmte.

8

Meister

Ich hielt mich immer für völlig atheistisch und desinteressiert an und gefeit vor religiösen oder spirituellen Dingen.

* * *

Die 68er-Geschichte war vollends zusammengebrochen. Damit schien mein Leben zu Ende zu sein. Und ich wollte eigentlich gehen. Mehr oder weniger. Ich wusste einfach nicht mehr weiter. Ich hatte gesehen, was diese Welt bietet und hielt mich für einen klugen Menschen, der alles durchschaute. Das alles hatte es nicht gebracht.

Mit den Leuten, mit denen ich zuletzt noch in einer Kommune in München lebte, war ich immer weniger zusammen. Sie nahmen viele Drogen und ich habe gesehen, dass die Drogen die letzte Möglichkeit darstellten, sich noch mal daran zu erinnern und aufzusuchen, was wir leben wollten. Wir haben noch versucht, damit entsprechend zu arbeiten. Es hat alles nicht funktioniert. Und ich hatte auch kein Geld mehr.

Ich war nicht der einzige, der nicht mehr weiter wusste. Es gab andere Leute aus der Highfish-Kommune. Der eine hat Harakiri mit dem Samurai-Schwert begangen. Er war eine Art japanischer Zenmeister mit geschorenem Kopf und hatte so ein Zentrum auf einem Bauernhof. Ein anderer, Uwe Lausen, ein Maler, der eng mit uns zusammen war, hat sich auch umgebracht. Viele Leute sind damals solche Wege gegangen. Zu Gurus, oder sogar in die Selbsttötung. Und auch mit mir schien es nicht mehr weiter zu gehen. Und ich bekam gesundheitliche Probleme.

Es hatte angefangen mit unglaublichen Unterleibsschmerzen. Im Schwabinger Krankenhaus haben sie mich zu Untersuchungen aufgenommen und gesagt: Der Blinddarm muss raus. Weil da jemand für seinen Facharzt noch einen Blinddarm brauchte.

»Entweder Sie unterschreiben hier, Blinddarmoperation, oder Sie können gehen. Dann können wir Sie nicht weiter behandeln. «

Und dann habe ich mich dieser Erpressung gefügt. Das bereue ich noch immer.

Hinterher stellte sich heraus: Es war nicht der Blinddarm. Es waren Nierensteine, Nierenkoliken. Das sind einige der schlimmsten Schmerzen, die es körperlich gibt.

Das schienen mir die Versteinerungen zu sein, die aus meiner psychischen Situation stammten. Das äußerte sich darin, dass ich nicht mehr Harn lassen konnte, da die Steine die Nierenleiter versperrten. Der Körper krampfte und krampfte. Ich hatte irrsinnige Schmerzattacken. Als ich dann wusste, was ich habe, habe ich alles Mögliche versucht. Bin rumgesprungen, weil die Steine sich raus bewegen mussten. Ich hätte operiert werden müssen oder versuchen müssen zu trinken, trinken, trinken. Das wusste ich aber nicht. Ich habe gedacht, ich würde das allein in den Griff bekommen, indem ich möglichst wenig trinke und viel Salz zu mir nehme – das hatte ich von der Makrobiotik – und dadurch habe ich mich fast umgebracht. Man vergiftet sich, weil man sich nicht durchspült. Ich bin total abgemagert und hing völlig entkräftet in der Wohnung herum. Konnte nicht mehr sitzen, weil die Knochen so herausstachen. Das war in der Sckellstraße, eine Kommune von sieben, acht Leuten. Nach der Highfish-Kommune. Hannes Fuchs, Georg Eich und Uschi wohnten da und haben sich ein wenig um mich gekümmert.

* * *

Wer der Meister eigentlich ist, das weiß ich natürlich nicht. Ich bin ihm jedenfalls 1972 persönlich begegnet. Er lebte dann nicht mehr lange, ist nun schon fast 40 Jahre aus dem Körper raus, relativ bald nach unserer kurzen Begegnung.

Mein Meister gehört in die Tradition der Sikh-Meister, die das Meisterprinzip in den Vordergrund gerückt haben. Sie existiert seit dem Mittelalter. Der Sikh-Glaube ist vielleicht die jüngste Weltreligion, weil das schon mehr war als eine kleine lokale Tradition. Sie existiert vor allem im Punjab.

Der Meister vertritt das spirituelle Prinzip: Er ist alles, und alles Übrige ist unwichtig. Er ist ein verwirklichter Mensch, also das, was man als Mensch werden kann. Er ist wie Jesus, Buddha oder Mohammed. Man kann auch sagen, er ist Gott. Aber ich selbst weiß nicht, was Gott ist. Ich weiß nur, dass der Meister sehr viel mehr kann und weiß als ich.

Angefangen hatte es damit, dass ich in einem Buch über den Meister meines Meisters las. Julian Johnson: Der Pfad der Meister. Es berührte mich zutiefst. Ich begriff, was unsere 68er-Erfahrung gewesen war. Und wie ich wieder dahin und darüber hinaus kommen könnte.

Ich entdeckte in München eine Gruppe, die sich damit beschäftigte. In ihr ging es darum, dass man von diesem konkreten, lebenden Meister initiiert würde. Ich habe mich um die Initiation beworben. Das war nicht einfach, weil ich ja durch die Drogen und anderes etwas gehandicapt war, so jedenfalls hieß es.

* * *

Bevor man initiiert wird, muss man bestimmte Bedingungen erfüllen. Man muss zuerst die Schriften lesen, damit man überhaupt weiß, worum es geht und worauf man sich einlässt. Man muss eine ganze Weile die sogenannten Satsangs, die Treffen, besucht haben, um mit den Menschen Kontakt zu haben, die das auch machen, damit man eine Ahnung bekommt, was das ist. Und dann kann man einen Antrag auf Initiation einreichen. Das hat was Bürokratisches, weil man das schriftlich tun, zwei Bilder beilegen und einen spirituellen Lebenslauf, seine geistige Entwicklung, beschreiben muss. Das habe ich alles getan. Nun musste der Meister entscheiden. Ich bekam die Erlaubnis.

Dann beginnt der eigentliche Initiationsvorgang. Es werden einem diese Lehren noch mal sehr genau erklärt: Was der Meister ist und welche Möglichkeiten innerer Erfahrung es gibt. Und es wird dann eine sogenannte Ersthanderfahrung, eine innere Erfahrung, geübt. Es heißt, man muss wirklich selbst eine Erfahrung machen, sonst ist die Initiation nicht vollständig, oder man ist zumindest nicht genügend darauf eingestellt. Das ist die Bedingung.

Der Meister sagt: Ohne eine Ersthanderfahrung, ohne eine wirkliche Erfahrung dieses inneren Lichts und Tons kann man nicht weiterarbeiten. Und man sollte ihm auch nicht glauben. Man muss selbst sehen – über allen Behauptungen, über allem Glauben, über allen Schriften steht das eigene Sehen. Glaube keinem Meister, wenn du nicht selber in dir siehst, was er behauptet oder was er vorgibt zu sein.

Die Entscheidung für diesen Meister muss man aus seinem eigenen Inneren heraus und von der Erfahrung her treffen. Nicht nach etwas, was man gelesen oder bei anderen Leuten gesehen hat oder bei anderen

Leuten gut findet. Denn die Entscheidung für einen Meister ist die Entscheidung deines Lebens. Und damit auch die Rettung deines Lebens. So heißt es.

Es ist ein absolutes Commitment, eine absolute Hingabe, sonst wird man keine weiteren Erfahrungen machen. Das bedeutet auch, dass man die Hingabe anderen Menschen gegenüber entsprechend verringern wird.

Denn er sagt: »Was sind die größten Diebe, Räuber und Mörder in deinem Leben? Diejenigen, die dich davon abhalten könnten, diese Hingabe weiterzuentwickeln.«

Also deine Lieben.

* * *

Etwa ein Jahr hatte ich gebraucht, ehe ich zur Initiation angenommen wurde. Eine weitere Bedingung besteht darin, ihm ein Zehntel seiner Zeit zu widmen, in der Meditation. Zwei bis zweieinhalb Stunden täglich.

Ich versuche, das Weltliche, was sich dann in der Meditation vor allem über Gedanken und Gefühle an mich wendet, nicht zu verfolgen oder nicht einzuladen oder nicht zu verstärken dadurch, dass ich ihm meine Aufmerksamkeit zuwende, sondern versuche, die Gedankentätigkeit einzustellen. Dann kommt diese andere Wirklichkeit zu einem, diese nicht-stoffliche, nicht-weltliche Wirklichkeit, auch in Gestalt eines inneren Meisters, mit dem man dann sprechen kann. So heißt es. Man könne dann alles mit ihm verhandeln, was man auf seinem Weg wissen will. Das geht nur dann, wenn man sich von dem äußeren Geschehen, von Gedanken, Gefühlen, allem, was da ständig in einem rumort, abwendet.

Das ist die Übung, das ist ein Sterben-Lernen. Sterben heißt dann, aus dem Körper zu gehen. Das heißt: Lerne zu sterben, damit du zu leben, wirklich zu leben beginnen kannst. Das kann man schon tun, während man noch im Körper ist – und man kann immer wieder zurückkehren. Durch die Silberschnur verbunden, heißt es.

All diese Dinge werden einem in der Initiation erklärt. Man meditiert mehrere Stunden unter Anleitung. Da werden Hinweise gegeben, was man sehen kann, und was das bedeutet, und wie man damit umgeht. Es gibt mehrere Meditationsstufen oder -formen. Eine nennt sich »Sehen«. Dann sieht man vor allem Licht. Eine andere nennt sich »Hören«. Sie ist unbekannt. Die meisten Leute wissen was über das Sehen, über das innere Sehen. Die Hörübung ist dadurch möglich, dass man sich die Ohren zuhält. Manche Leute holen sich Ohrstöpsel, manche halten sie auch mit den Daumen zu. Dann versucht man, sich für etwas, was man innen hören kann, zu öffnen. Es gibt verschiedene Töne, die verschiedenen Ebenen entsprechen, die man aufsuchen kann.

Das können auch Höllen sein, wohlgemerkt. Ohne diesen Beistand, ohne diese innere Führung, ohne diese Initiation, kann man, wenn man meditiert, durchaus auch in Höllen landen. Das ist leider Gottes gar keine sichere Sache, dass man dann immer in wunderschönen Dingen landet. Das wird so gesagt, aber das stimmt natürlich nicht. Normale Höllen sind die üblichen Filme, die dann im Kopf ablaufen: dass man ständig um irgendwelches, zum Teil auch völlig unsinniges Zeug nachdenkt und sich was ausdenkt, zum Teil sogar kreativ dabei ist. Das sind natürlich jetzt harmlose Höllen. Es können auch die Höllen sein, die man von Drogen gut genug kennt. Am Anfang hatte ich die Hölle immer wieder auf schrecklichste Weise gesehen. Meine eigene Unfähigkeit, mich dem Meister hinzugeben, meine Unfähigkeit zu meditieren, also mich ihm wirklich zu nähern – das ist eigentlich die schlimmste Hölle.

* * *

Was in Büchern und Sitzungen alles an Möglichkeiten genannt wird, oder was mir irgendwelche esoterischen Leute beschreiben, die da große Erfahrungen gemacht haben, bis hin zu Christus und dem Johannisevangelium, da bin ich überhaupt nicht soweit. Ich kann mich nur weiterhin auf meine etwas stümperhafte und problematische Weise bemühen und hoffen, dass das irgendwie fruchtet. Ich habe den Eindruck, dass es ein bisschen fruchtet, weil es mir insgesamt besser geht. Aber ich kann nicht von großen Sensationen berichten. Das nicht.

Ich glaube, ich bin ein friedlicherer und freundlicherer, oder man kann vielleicht auch sagen: liebesfähigerer oder liebevollerer Mensch geworden. Der insgesamt mit der Welt einigermaßen zurechtkommt, der sich in

ihr bewegen kann, der nicht mehr kreuzunglücklich oder zornig ist, der nicht mehr frustriert ist in einem ausgeprägten Sinne. Natürlich gibt es Schwankungen, aber das alles in einer sehr gemäßigten Form, in einem Gleichmut, in einer langsam sich verbessernden Art und Weise, ohne großes Auf und Ab, ohne Dramen, ohne Hin und Her, unmerklich. So, dass ich diese Achterbahnfahrt des Lebens zu leben vermag. Endlich.

* * *

Wirklich zu meditieren, sich nach innen zu wenden, dieses Äußere immer mehr abzuwickeln, das konnte ich alles überhaupt nicht. Ich habe gedacht, warum initiiert er mich? Natürlich initiiert er nicht jeden, er hat viele Leute nicht initiiert, die es wollten. Ich habe mich gewundert, und eigentlich tue ich es bis heute, warum er mich initiiert hat, wo ich doch so unfähig bin. Ich kann es mir nur so erklären, dass ich mich wenigstens irgendwie immer wieder bemühe. So schwach das auch sein mag; so ist es vielleicht schon viel oder wichtig. Jedenfalls vermute ich, dass es nur diese Bemühung war – diese Bemühung, ein guter Mensch werden zu wollen, und trotz all dieser Misserfolge, dieser Unfähigkeiten, doch dranzubleiben. Das kann man mir vielleicht zugutehalten - und vielleicht hat das ausgereicht, um mich für diesen Weg zu qualifizieren. Ich hatte zum Beispiel in dieser Initiation keine Erfahrungen gemacht, keine Ersthanderfahrung. Ohne diese Erfahrung gilt das nicht. Du wirst das so lange probieren, bis du diese Ersthanderfahrung machst. Das steht dir zu, die kriegst du auf jeden Fall. Sonst ist das nichts für dich, sonst ist das kein Weg. Ich habe aber irgendwie keine Erfahrung gehabt und dann gedacht: Was soll ich jetzt tun?

* * *

Zu dieser Zeit hatte der Meister eine Weltreise unternommen, und ich habe ihn im europäischen Teil begleitet. Und habe gesehen: Das ist wirklich ein Mensch, ein unglaubliches Wesen. Und habe gedacht: So, jetzt siehst du ihn doch, jetzt muss es dir doch möglich sein, dich wenigstens für diese Zeit – man sah ihn ja nicht den ganzen Tag, sondern meinetwegen sechs, sieben Stunden am Tag – auf ihn zu konzentrieren und nur auf ihn zu schauen. Das konnte ich nicht.

Ich habe ihn gefragt, ob ich bei seiner nächsten Initiationssitzung für andere Leute dabei sein kann. Vorher habe ich tatsächlich eine Einzelsitzung bekommen.

Das Einzige, was er zu mir als gesagt hat, war: Are you initiated?

Ich habe ja gesagt und ich wusste gleich, dass es irgendwie nicht stimmt, weil ich diese Erfahrung nicht hatte, und weil er mir diese Frage stellen musste, weil ich selber es nicht glauben konnte. In der Initiationssitzung hat er mich auch in einer bestimmten Weise berührt – und dann bekam ich diese Erfahrung. Ich sah.

Das sind die Dinge, darüber darf ich nicht reden, soll ich nicht reden, weil dann die Erfahrung angeblich verloren geht. Aber es war eben eine Erfahrung, die sich mit den Lichterfahrungen, die uns vorher geschildert worden waren, deckte. Es war die stärkste Erfahrung, die ich je hatte.

* * *

Eine weitere Bedingung, um initiiert zu werden, war: Man muss sein äußeres Geben und Nehmen in Ordnung bringen. Man darf dafür weder betteln noch sich irgendwie unterstützen lassen noch ungeklärte Einkommensquellen haben, sondern das muss eine sorgfältige und geklärte Geben-und-Nehmens-Situation sein, in der man, so habe ich das sofort verstanden, angepasst in dieser Gesellschaft brav seine Arbeit tut und dafür sein Geld bekommt, damit man seinen Unterhalt bestreiten kann.

Das Problem konnte ich zuerst nicht lösen, weil ich keinen Job hatte und nichts und nie mehr arbeiten wollte. Und daraufhin bin ich genötigt worden, das in Ordnung zu bringen, in irgendeiner Weise, sonst wäre ich nicht initiiert worden. Und das fiel mir verdammt schwer.

Ich habe mir zum ersten Mal überhaupt vorstellen und mich dazu bringen müssen zu sagen: Okay, mit dieser Gesellschaft darf ich nicht mehr im Streit liegen. Und das musste ich erst mal überhaupt in mir zulassen

können. Ich habe dann angefangen, es wirklich mit Jobs zu versuchen: Regisseur zu werden, Schauspieler zu werden.

* * *

Es gibt diesen Spruch, der aus dem Buddhismus kommt: Wenn du einem Meister begegnest, töte ihn. Er bedeutet im Grunde: Wenn du wirklich einem Meister begegnest, begegnest du dir selbst. Und den äußeren Meister darfst du dann ruhig töten. Das heißt: zu dir zu kommen. Er ist du. Das ist letztlich der Punkt.

Und damit sind die ganzen Autoritäten weg, die statt meiner noch sind. Und das ist die höchste Form des Antiautoritarismus. Dass man selbst nämlich die einzige und letzte und höchste Autorität ist. Alles andere verbleibt noch in einer Abhängigkeit. Egal, ob man dagegen oder dafür ist. Und der Meister sagt nur: Ich kann dir zeigen, wie du es selber werden kannst. Und du darfst keinesfalls mir glauben. Du darfst nur dem glauben, was du in dir siehst. Und was du dort von mir siehst, das kannst du dann sonst wie nennen.

Das Entscheidende ist: Du musst es in dir sehen. Du musst es selber sein. Es gibt nichts mehr, das mehr weiß und mehr lebt und mehr kann als du. Und damit kann es keinen mehr geben, dem du dich unterwirfst. Wie kann man das werden? Du gehst zu ihm hin und bittest inständig darum. Du erhältst es.

9

Sex

Seit mehr als 35 Jahren, seit meiner Initiation, versuche ich, die Energie, die in der Körperlichkeit gebunden ist und als Lust oder Verzweiflung, als Hass, als Wut, als Kreativität eingebunden ist, aus dem Bereich der weltlichen Körperlust herauszubekommen. Indem ich nahe hingehere und ihr dann nicht ganz folge, sondern immer wieder etwas davon herauszulösen und nach innen und oben zu lenken versuche, statt es nach unten und draußen zu knallen.

Ein Samenerguss zum Beispiel ist etwas, das laut Meister auf keinen Fall sein darf. Weil das auch für den Körper schlecht ist – und nur der Kindszeugung vorbehalten. Also ganz katholisch. Oder typisch für Hochreligionen.

Ich war damals völlig entsetzt, als es hieß: Enthaltensamkeit ist das Leben und Sexualität der Tod. Weil ich aus einer hoch sexualisierten, politischen Kultur kam und selber geradezu als Sexguru galt.

Wenn du dich um diese Samenverminderung bemühest, dann heißt das nicht, dass du das einfach unter Kontrolle bekommst. Dann geht die Arbeit erst richtig los. Du musst versuchen, deine Blicke und deine Hände unter Kontrolle zu bekommen. Irgendwann deine Gedanken, und dann noch weitergehend, natürlich deine Träume, also dein Unbewusstes. Das kann bis zum Wahnsinn führen. Weil du dir damit scheinbar den Lebensfaden abschniddest.

Dann wirst du immer wieder erleben, dass du – und bis heute ist das so – an irgendeiner Stelle, nicht genügend aufmerksam warst oder zu weit gegangen bist. So dass dich das irgendwie erwischt, und plötzlich bist du über die Klippe und kannst es nicht mehr zurückhalten.

Vor meiner Begegnung mit dem Meister habe ich schon gewusst, dass du dich danach zwar körperlich sehr gut fühlst, dass aber dein Geist ganz schön schlapp ist. Ich hatte aber keine großen Konsequenzen daraus gezogen, weil ich sowieso nicht sehr hinter Sexualität her war. Und deswegen, als er damit kam, konnte ich zumindest ein Argument von ihm sofort nachvollziehen: Wenn du geistig werden willst, dann wirst du das dadurch beschädigen. Trotzdem hatte ich natürlich geglaubt, dass das auch mit Samenerguss gehen müsste. Und war also entsetzt darüber, dass das so ganz und gar nicht gehen soll. Es hieß: entweder-oder.

* * *

Heute bin ich durchaus noch sexuell, so sexuell, wie ich noch nie in meinem Leben war. Zugleich aber auch so wenig sexuell wie noch nie in meinem Leben. Das heißt, in der Sexualität, nicht von der Sexualität zu sein. Im Körper, nicht vom Körper zu sein. In der Welt zu sein, nicht der Welt zu gehören. In der Frau, doch nicht von ihr zu sein.

Das ist die große Kunst. Das ist sicherlich eine sehr problematische Praxis, aber aus irgendwelchen Gründen muss ich sie tun. Faktisch übe ich sie. Dadurch bin ich in großem Konflikt mit meinem Meister. Mache ich mir da was vor?

Es ist auch unsere Praxis im Harem. Der Harem hat, wenn man das mal indisch ausdrücken will, einen tantrischen Kern. Wir benutzen die Sexualität, diese Weltlichkeit, den Körper, um aus dem Körper, aus der Welt herauszukommen.

Das ist die uralte Praxis der ganzen Mystiker, der spiritueller Erfahrenen. Ich habe sehr viel darüber gelesen, weil ich mich dafür auch theoretisch interessiert habe. Und sie sagen alle dasselbe: Mit Unterdrückung der Lust ist es nicht getan. Du musst mehr bringen. Es geht nur dadurch, dass du diese Energie transferierst. Reine Unterdrückung oder Abschneiden, das reicht nicht.

Eine andere Form von Sex zu entwickeln ist ein wahnsinnig mühseliger und langwieriger Weg, weil die Gewalterfahrungen, die im Wesentlichen Frauen durch Männer machen, weit verbreitet sind. Selbst die meisten Frauen wollen das, weil sie es nicht anders kennen. Und das zu überwinden und andere Möglichkeiten herauszufinden, das ist sehr schwierig. Das Problem ist, dass wir es praktisch nur so kennen. Und in der Sexualität herrscht eine Kultur der Gewalt, die gigantisch ist.

Aber ich lasse mich davon ganz und gar nicht abbringen, weil ich weiß, es gibt diese Möglichkeit und es gibt diese Schönheit in jedem Menschen, und es gibt auch die Sehnsucht danach, mit dieser Schönheit in Kontakt zu kommen. Die meisten sind nur völlig resigniert oder haben das noch nie erlebt und sich nie groß drum gekümmert. Sie glauben, dass sie ganz okay wären – sie wundern sich bloß, dass sie mit der Zeit verbittert werden, oder dass sie letztlich unbefriedigt bleiben. Das ist meine Erfahrung. Und ich kann nur sagen: Okay, macht es so. Ich aber bin damit nicht zufrieden, ich möchte da weitergehen. Aus irgendwelchen Gründen habe ich da etwas, was mich treibt, mehr zu erleben und anderes zu erfahren.

* * *

Was ich meine, hat mit Kuschn nichts zu tun, ich selbst bin überhaupt kein Kuschn. Ich empfinde selbst Kuschn schon als gewalttätig. Ich möchte eine sehr viel feinere Form von Sexualität oder eigentlich von Berührung erleben, die – man nennt das hierzulande – erotisch ist. Erotisch heißt, gerade nicht diese ganze Körperlichkeit so massiv und bestätigend, und in meinen Augen immer wieder gewalttätig – denn Körper sind erst mal gewalttätig – in den Vordergrund zu rücken, sondern sich in einer sehr viel feineren Weise zu begegnen: sich spüren, sich wahrnehmen und liebend erfahren. Die wirkliche Liebe wird behindert durch diese ganze Körperlichkeit. Sie beginnt auf der Ebene, wo man sich feinkörperlich erlebt.

* * *

Ich glaube, dass jede Lust daher kommt, dass du von einem Menschen etwas Bestimmtes erfahren möchtest. Und dann über diese Lust auch daran kommst. Und dich dem entsprechend öffnen kannst. Dann wirst du etwas – über ihn – von dir selbst erfahren und ihm nachgehen.

Ich würde sagen: Sexuelle Energie ist eben nur ein Teil der größeren Lebensenergie. Und ich behaupte, jeder Mensch ist an größerer Energie interessiert. Und erlebt mehr mit größerer Energie. Die kann sich sexuell ausdragen. Sie kann sich auch ganz anders ausdragen. Und das ist das, was eigentlich eine Rolle spielt. Die sexuelle Ausprägung ist nur eine spezielle Ausprägung dieser größeren Energie, die man sucht.

Die einen anzieht. Das kann man auch Arbeit nennen. Ich kann mich um diese größeren Energien in meinem Leben bemühen. Dann mache ich mehr, als nur zu sagen: Ich stolpere mal hierhin, stolpere mal dahin, weil ich plötzlich denke: toll, das möchte ich haben. Sondern ich tue vielleicht mehr, als mich auf diese Zufälle zu verlassen.

* * *

Du tust sowieso alles, weil diese Gesamtheit deines Seins das tun will und tun wird. Und jetzt kann ich mir viele verschiedene Möglichkeiten aussuchen. Das können Analysen sein, sexuelle Handlungen, das ist egal. Ich fühle mich immer von der Ganzheit meiner Existenz hingezogen, wenn mich etwas anzieht.

Es ist eigentlich einfach. Du hast verschiedene Abteilungen in dir. Du hast einen Körper. Du hast einen Intellekt. Gefühle. Und wenn du etwas tust, also die Gesamtheit, die du darstellst, etwas tut, dann ist es normalerweise so, dass all diese Abteilungen daran beteiligt sind, oder werden wollen, oder sein wollen. Du musst für den Intellekt theoretisch oder analytisch reden, und für das Gefühl musst du was anderes tun. Du musst die anderen Abteilungen daran beteiligen, weil die sagen: Wir gehören auch noch dazu, was machst du hier? Wenn ich das nicht gut finde, werde ich dir Hindernisse in den Weg legen oder dich schlecht dabei fühlen lassen.

Erleuchtung wäre dann: Du bist unmittelbar, ohne Überlegung, ohne Nachhängen irgendeiner Abteilung, in der Gegenwart. Das ist aber eher selten.

10

Apartment

Nach all den Kommunen und Besenkammern, in denen ich gelebt hatte, bin ich 1976 in meine erste eigene Wohnung gezogen, in dieses Apartment hier. Damals kostete es 99 Mark im Monat. Klein, ganz spärlich eingerichtet, ein bisschen wie eine Mönchszelle.

Hier werde ich nicht lange bleiben, dachte ich. Bald werde ich, mit einem Koffer in der Hand, genauso wieder ausziehen, wie ich gekommen bin – und jetzt bin ich immer noch da.

Es ist eigentlich nur ein Zimmer mit einem Bett und einem Fernseher, alles ganz in Weiß. Da hängt eine nackte Glühbirne, die direkt in meine Bücher hineinleuchtet, wenn ich lese. Viel mehr brauche ich gar nicht.

Insgesamt sind es 29 Quadratmeter, und ich habe mich erst dran gewöhnen müssen, wirklich allein zu sein. Aber ich bin hier viel lieber als in irgendeinem Hotelzimmer oder einer Luxusvilla.

Ich mag es, wenn Räume offen für eigene Gedanken sind, der Kopf wird leicht dabei. Man kann sich innerlich vollkommen frei bewegen, ohne von den Treibankern des Materiellen daran gehindert zu werden. Deshalb sind meine Wände leer. Es ist alles sehr einfach, keine Bilder. Bis auf ein kleines Porträt des Meisters, das in der Ecke auf dem Boden steht.

Die Wohnung ist mein Exil, so wie eigentlich München und auch Bayern etwas von einer Exilsituation für mich hat. Äußerlich habe ich wenig damit zu schaffen – innerlich schon, weil ich finde, dass Bayern das Tibet Deutschlands ist. Das heißt, die Bayern sind ein kleines Bergvolk, das irgendwas mit dem lieben Gott hat, das aber auch ein bisschen verrückt ist. Es gibt etwas Anarchisches hinter der feudalen Fassade. In Hamburg oder Berlin oder Frankfurt ist das anders, da fehlt einfach dieses Oberstübchen.

Schwabing selbst, wo ich wohne, ist ideal für mich, es ist wie ein Dorf in der Großstadt. Alles sehr persönlich und überschaubar. Zum Teil einfache, freundliche Leute, andere, die ich seit dreißig Jahren eisern grüße, und keiner grüßt zurück. Ich habe keine weitere Beziehung zu ihnen. Ich bin freundlich zu den älteren Frauen, helfe ihnen manchmal, mehr aber auch nicht, weil sie nicht verstehen, was ich tue. Lange wussten sie nicht, was mit mir los ist, und da redet man auch nicht darüber. Wenn dann jemand

stirbt, bekomme ich eine Todesanzeige geschickt, weil ich vielleicht mal geholfen habe, und die das dann den Kindern erzählt haben. Das ist in Ordnung so, das ist eben so.

Besuch habe ich hier ganz selten. Auch die Frauen kommen hier nicht her, das ist ihnen dann doch zu karg. Ich gehe zu ihnen – sie wohnen alle hier in der Gegend, in einem Umkreis von ein paar Hundert Metern. Wir treffen uns bei einer von ihnen in der Wohnung oder in der Sauna oder gelegentlich beim Tennisspielen. Das ist meistens mit längeren Gesprächen verbunden, zu zweit oder mit allen zusammen. Es geht um ein Buchprojekt oder um einen Film oder wir sprechen über uns und wie gerade alles so ist. Es gibt auch Zeiten, wo es länger gar keinen Kontakt gibt.

Wir helfen uns, begleiten uns bei unserer persönlichen Entwicklung. Sehr schwierig manchmal, aber wir kennen uns alle einfach auch sehr gut. Das sind Brigitte, Christa, Gisela, Jutta. Anna gehört auch dazu, ist aber seit einiger Zeit selten da und kümmert sich vor allem um ihre Mutter.

11

Unter Frauen

Der Harem ist eine Schublade, in die uns andere gesteckt haben. Wir haben uns gesagt: Okay, dann nennen wir uns eben so.

Was es in Wirklichkeit ist?

Eine Auffassung ist die: Die Suche nach einer spirituellen Vervollkommnung, nach Bewusstseinsweiterung, wie immer man es nennen mag, ist das, was uns alle, jeden auf seine Weise, prägt. Menschen, die sehr verschieden sind und etwas Neues versuchen wollen, haben sich zur gegenseitigen Unterstützung zusammengetan.

Jetzt fragt man sich natürlich: Ja, und warum so viele Frauen und nur ein Mann?

Ob es eine wirkliche Antwort darauf gibt, weiß ich nicht. Wir können das selbst nur verwundert zur Kenntnis nehmen. Die Frauen sagen gerne, dass ich andere Männer verdrängt und mich dem Männlichen entzogen habe, und das sei schlecht vor allem für die Kinder, die bei uns aufgewachsen sind: Die hätten nicht genügend männliche Einflüsse gehabt. Da gibt es immer wieder große Zweifel, ob das gut war.

Ich kann den Frauen darauf nur sagen: Ihr macht das seit mehr als fünfunddreißig Jahren, also müsst ihr das gut finden, sonst wärt ihr nicht mehr dabei. Denn wenn man bald vierzig Jahre – gegen die Außenwelt und fast sektiererisch – verbissen etwas durchzieht, was von anderen Leuten nicht verstanden oder unterstützt wird, dann müsst ihr was davon gehabt haben oder euch davon etwas versprechen. Ihr müsst es aus guten Gründen tun.

* * *

Ursprünglich bedeutet Harem: Es gibt einen Bereich, in dem die Frauen, und einen Bereich, in dem die Männer das Sagen haben. Beide müssen, wenn sie den anderen Bereich betreten, sich den dort herrschenden Regeln entsprechend verhalten. Das gilt für die Frauen in der Öffentlichkeit – dem Bereich der Männer –, und das gilt für die Männer im häuslichen Bereich, wo die Frauen Königinnen sind, wie wir es hier gar nicht kennen.

Das funktioniert anders als die westlich machistische Vorstellung des Orientalismus: Ja, wahnsinnig, der Pascha holt sich seine Frauen, jeden Abend eine andere, und die machen, was er will. Das hat es sicherlich in den Serails der Sultane gegeben, aber der eigentliche Harem ist etwas anderes – das Verbotene, also das für Männer Verbotene. Die Männer haben sich den Frauen zu fügen, müssen sich freundlich verhalten und sind die Bittenden, um überhaupt in dieses Haus, das die Frauen führen, eingelassen zu werden.

Auch der Punkt, dass es mehrere Frauen sind, ist anders, als wir uns das gewöhnlich vorstellen. Darin liegt die Möglichkeit, die Mehrfachbeziehungen von Männern zu legalisieren und damit die Frauen mit einem Status zu versehen, den wir hier nicht kennen. Nehmen wir das Beispiel Schröder und Hillu. Die Frau ist erledigt, wenn sie vom Gnadenhof entfernt wurde – aus dem Haushalt, der von Mannes Gnaden existierte. Sie ist nichts mehr, abgelegt, und muss schauen, dass sie noch möglichst viel Geld dabei herausschlägt, was inzwischen durch die Gesetzgebung begünstigt wird. Aber ihr Status ist nach wie vor erbärmlich.

Im Orient ist das ganz anders geregelt, und das finde ich zumindest bemerkenswert. Wir sind erst auf dem Weg dahin, dass Frauen, die aus einer solchen Verbindung herausfallen, auch einigermaßen gut gestellt werden, wie das im Orient von alters her und ganz selbstverständlich der Fall ist. Insofern verschiebt sich der Blick auf die Dinge sehr schnell. Ich habe mir viele Informationen darüber verschafft, war selbst dort unterwegs, habe mir das angesehen; zusammen mit den Frauen wollte ich einen Film drüber machen, aus dem leider nichts wurde.

In Pakistan und Indien haben wir versucht, uns ein Bild davon zu machen, wie das funktioniert. Pakistan ist extrem traditionalistisch. Dort haben wir uns Harems angeschaut, die im Wesentlichen bei den Wohlhabenden funktionieren; bei den Armen geht das gar nicht. Da ist die so genannte Ehe mehr eine Notgemeinschaft zum Überleben. Bei den Reicheren allerdings funktioniert das sehr wohl. Da begegnet man ganz anderen Frauen. Mit einem Selbstbewusstsein, von dem unsere Frauen hier nur träumen können.

Mit anderen Worten: Das abendländische Bild vom Orient ist eine Illusion.

Deshalb denken die Leute sofort, wenn sie das Wort Harem hören: Du hast es gut. Oder: Das möchte ich auch mal haben. Oder: Wie du das hinkriegst? Wie machst du das denn? Du wirst ja nach Strich und Faden verwöhnt. Oder auch: Welche ist es denn heute Nacht?

Gut, das ist natürlich noch mal viel weniger unsere Realität. Unsere Realität ist eine völlig andere.

* * *

Ich sehe mich selbst nicht als Guru, sondern als Schüler, der sehr wenig weiß und noch sehr viel lernen möchte. Ich weiß so wenig. Ich habe einen Meister, damit ich das tun kann. Wenn man Lehrer ist, kann man nicht zugleich Schüler sein. Ich aber möchte primär Schüler sein; meine Schülerschaft ist mir so viel wichtiger.

Damals in der Kommune habe ich das gesehen, als es darum ging, dass wir Leuten etwas vorleben sollten: Wir waren Stars. Macht es uns nach. In der Zeit haben wir unsere Schülerschaft, also unsere eigene Entwicklung, vernachlässigt.

Ich will vor allem lernen. Ich möchte nicht lehren. Ich meine, dass ich vielleicht zeigen kann, wie man lernt, aber nicht lehren kann, was ich weiß. Das ist immer schnell ein Problem mit den Frauen gewesen, wenn sie mich gegen meinen Willen als nahezu vollkommen ansahen, weil sie etwas von mir lernen wollten.

Immer wieder musste ich sagen: »Ich bin nicht vollkommen, sondern lerne ja selber weiter dabei und bin dabei primär weiterhin ein Lernender. Dabei kannst du mir zuschauen. Ich weiß selber nicht.«

Da sind sie empört gewesen und haben gesagt: Wir haben das immer geglaubt und wussten das gar nicht.«

Dabei sehe ich auch, dass die Frauen zunächst mal gar nicht lernen wollen, wie man lernt, sondern lernen wollen, wie man es macht, von jemandem, der es kann. Und das ist dieses Guru-Verhältnis. Das habe ich, glaube ich, relativ erfolgreich zu verhindern vermocht. In der Öffentlichkeit wird das natürlich weiterhin gesagt, da kann ich nichts dran ändern, weil die Leute es nicht anders kennen und es sich nur so vorstellen können. Unter uns ist das schon komplexer, aber auch eine große Schwierigkeit, denn die Frauen haben ein großes Problem, etwas zu lernen, weil sie zuerst alles durch den Mann erfahren wollten, über diese Besitzbeziehung. Selber lernen hieße, ich komme selber vor, und ich lerne selber weiterhin und vervollständige mich, vervollkomme mich. Ich stehe selbständig, selbstverantwortlich in diesem Leben – auch und vor allem gegenüber einem Mann.

Es ist schwierig und ein großes Geheimnis unserer Gesellschaft, wie wenig entwickelt wir da sind und wie unemanzipiert dieses weibliche Muster nach wie vor ist, und wie wenig emanzipiert auch die Männer sind. Dadurch funktioniert diese Asymmetrie immer noch, diese unterschiedliche Augenhöhe von Frauen und Männern.

An dieser Situation versuchen wir zu arbeiten und.

* * *

Das Merkwürdige dabei ist: Warum gibt es so wenige Männer, die sich einer solchen Gemeinschaft innerhalb einer geistigen Suche anschließen können oder wollen?

Da gibt es sicherlich zwei Gründe. Der eine ist der, dass Männer in dieser Frage scheinbar weniger unterwegs sind, weil sie es ohnehin in gewisser Weise immer schon getan haben, aber darüber hinaus weniger bereit sind, sich in eine riskante und ungewöhnliche Situation zu begeben, weil sie schon glauben zu wissen, wie alles geht.

Und zweitens, dass die Frauen nicht einem Mann eins zu eins gegenüberstehen wollen. Damit sie nicht versuchen, sich über ihn zu erfahren oder zu verwirklichen und sich selbst dabei aus dem Blick verlieren. Die Gefahr der alten Duldungsstarre. Die Frauen sind daran interessiert, dass Männer sie nicht mehr einschränken können. Sie wollen nicht mehr, dass alles über den Mann läuft – sie wollen nicht mehr in einem herkömmlichen Sinne beziehungsfähig sein.

Sie haben immer wieder auch andere Männer hinzugezogen, hatten Beziehungen mit anderen Männern, aber das war nicht auf Dauer und nicht wesentlich, sondern blieb auf einer körperlichen Triebebene. Das blieben immer schwache Männer – ich sagte immer: Lakaien – die sie sich dafür gelegentlich hielten. Aber meist auch nur für kurze Zeit – sie hielten das nicht lange durch. Die Frauen haben es lieber, wenn sie mit der männlichen Herausforderung in einer sehr abgeschwächten Form zu tun bekommen – dadurch, dass es ein Mann für mehrere Frauen ist. Harem.

* * *

Ob stimmt, was ich hier sage, weiß ich nicht.

Wir alle versuchen dauernd zu verstehen, was dieser Harem ist und was das eigentlich soll. Er ist absolut kein männliches Projekt, aus einer männlichen Idee heraus entstanden. Er ist ein weibliches Projekt. Es wird immer nur irgendwie gemacht, aber nicht verstanden oder geplant oder nach irgendwelchen Regeln praktiziert. Insofern ist es eine rätselhafte Angelegenheit, aber für mich wichtig und auch richtig, weil ich mit diesem Weiblichen – lernend – verbunden sein möchte.

Vor dem Meister steht die Frau, könnte man sagen. Das heißt, wenn du mit der Frau nicht zurechtkommst, dann wirst du keinen wirklichen Meister erfahren können. Das heißt, sie muss dich erst mal segnen oder aus dieser alten Bindung entlassen – und zwar als jemand, der alles für sie getan hat, sodass sie dich nicht dauernd zurückhalten oder zurückrufen muss, bevor du wirklich innere Erfahrungen machen kannst. Und das glaube ich, auf meine Weise hiermit zu bewegen, indem ich in dieser merkwürdigen Gemeinschaft lebe, die männlich gesprochen eine Katastrophe ist, weil mein ganzes Werk, meine Fähigkeiten auch als kreativer oder geistiger Mensch, der in dieser Gesellschaft auch Produkte erschaffen und damit auch nach außen vordringen möchte, massiv von den Frauen unterbunden worden ist. Alle Projekte dieser Art sind kaputt gemacht worden, nichts davon hat sich wirklich halten können. Ganz wenig nur, das diesem Vernichtungsprozess, diesen Sabotagetätigkeiten der Frauen standhielt. Ist aber okay, und ich habe das immer wieder auch verteidigt. Die Leute sagen natürlich zu mir: Das kannst du nicht schön finden, du bist ja unglücklich. Oder: Das hast du davon. Du bist verrückt. Oder: »Was willst du mit den hysterischen Frauen? Mit diesen alten Frauen? «

* * *

Es ist immer so gewesen, dass der Harem keine Institution war, die aufrechterhalten werden sollte, sondern sich immer wieder dadurch gebildet hat, dass die Beteiligten geschaut haben, ob das eine gute Sache ist. Sie haben auch woanders geschaut, sie haben andere Leute aufgesucht, andere Gurus, andere Männer. Es ist immer wieder das Prinzip darin zu finden: Wenn du was Besseres findest, geh um Gottes willen dahin und schreib' uns vielleicht eine Postkarte, dann können wir auch dahin gehen. Ansonsten bist du frei, das Bestmögliche zu tun. Das bildet sich immer wieder neu und hat sich immer wieder in diesen mehr als dreißig Jahren neu gebildet, ohne irgendeinen institutionalisierenden Zwang, immer mit der Frage im Hintergrund: Ist es wirklich gut? Gibt's was Besseres?

Es kamen umgekehrt immer wieder Leute dazu und haben gesagt: Mensch, da mache ich mit, wie kann man da beitreten? Oder sie haben gesagt: Das mache ich auch. Oder: Das mache ich ja eigentlich auch schon die ganze Zeit. Merkwürdigerweise sind sie schnell wieder abgesprungen, Frauen wie Männer. Das Rätsel dieser Gemeinschaft, die keinem Konzept untersteht und sich keinem Zwang unterstellt, besteht fort. Die Vorstellung, dass ein Mann vier Frauen beherrschen könnte, das ist weder im Orient so gewesen noch auch nur ansatzweise bei uns, sondern das ist natürlich eine Wunschvorstellung der Männer. Die haben immer gedacht, so was kann's geben. Es wäre so schön. Aber nie im Leben, das gab es nie. Die Frauen wiederum schätzen es gerade, dass ich in ihren Augen weniger als die meisten Männer der Macht der Hüfte unterliege, der Macht der weiblichen Hüfte. Zugleich hassen sie es. Und die Frage ist, was setzt sich wann durch oder ist stärker?

Diese merkwürdige Mischung ist der eigentliche Hintergrund des Harems.

In ihren schlechten Momenten sagen Leute den Frauen: Ihr seid hörig. Was ist das für ein Leben? Ihr seid doch starke Frauen, ihr müsst euch längst befreien. Macht doch endlich mal was alleine. Geht doch von diesem Langhans weg, das bringt doch gar nichts. Ihr seid doch bloß immer schlecht drauf.

Das ist die uralte Leier, die in anderen Menschen, durch andere Menschen, zu ihnen, aber auch aus ihnen selbst spricht. Doch sie folgen ihr nicht, also werden sie es besser wissen. In guten Momenten sagen sie: Es geht dabei um die Schönheit, sich frei fühlen zu können, sich von der Freiheit, nicht einem einzelnen Mann gegenüberzustehen, sondern sich einen Mann zu teilen, immer wieder neu begeistern zu lassen. Ich selbst bin auf der geistigen Suche vielleicht mehr und länger unterwegs als sie. So scheint es. Das ist nicht viel. Aber dieses bisschen Mehr und Anders, das scheint sie anzuziehen und zu beschäftigen. Denn sie projizieren in mich ihr höheres geistiges Leben hinein. Und glauben, wenn sie sich damit in Verbindung halten, dass sie sich dann diesem geistigen Wesen in ihnen, diesen Wünschen in ihnen hilfreich erweisen und damit ihre Geistigkeit verstärken. Manchmal wollen sie das nicht, aber sie wollen es doch, ich würde sagen, zunehmend.

Es ist eine Art von gemeinsamer Bemühung - jeder auf seine Weise, in Bezug auf dieses angebliche Dritte, in Bezug auf dieses Geistige, Meister, Gott, oder was immer man dafür setzen will. Dieses Bemühen verbindet uns. Und die Frage, warum das so aussieht - mehrere Frauen und ein Mann - das ist eine sekundäre Frage. Die primäre Frage ist: Wie können wir - jeder für sich - mehr Geistiges tun? Deswegen sind wir zusammen.

12

Jung werden

Um dreißig herum hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass ich sterblich bin. Vorher war ich ganz selbstverständlich unsterblich. Kein Thema. Und dann kommt das Gefühl: Endlichkeit. Das erste Mal, dass einen das anwehte. Was ist alt?

Ich fühle mich insofern alt, als ich mich jünger fühle als früher. Früher war ich trauriger oder beschwerter oder ratloser - und auf einer Suche, aber ohne zu wissen, was ich suchte. Uralt. Heute tue ich jeden Tag etwas und erlebe das in einer unbeschwerteren Weise denn je in meinem Leben. Ist das jetzt alt? Ja. Es ist auch alt. Könnte man sagen. Dass man erst im Alter unbeschwert wird. Doch meistens wird man im Alter trauriger - und auch unlebendiger.

Bei mir ist es eher umgekehrt. Ich fühle mich heute glücklicher denn je. Und ich kneife mich immer wieder in den Arm, dass so etwas möglich ist. Und dass man sich so fühlen kann.

Was ist denn alt? Das Leben verrinnt. Das Leben geht weg. Und ich fühle das Gegenteil. Ich fühle mich heute lebendiger denn je. Ich habe sogar häufiger denn je so etwas wie Sex in meinem Leben. Und – was ist jetzt wieder alt? Alt ist daran, dass ich mich dabei nicht sexuell im klassischen Sinn fühle. Jung ist wiederum die Häufigkeit. Also, was ist überhaupt Alter? Ich weiß es nicht. Ich weiß, normalerweise bedeutet Altern die Abnahme aller Fähigkeiten und Möglichkeiten – und dazu eine Traurigkeit, die einen zunehmend in eine resignative, unmerklich zunehmende schwerst depressive Situation versetzt. Aller Druck weicht aus dieser Welt. Das begrüße ich. Ich ziehe mich selbst aus der Welt zurück – lasse mich nicht ziehen. Drauf zugehen. Und erlebe mich dabei als zunehmend lebendiger. Oder eigentlich glücklicher. Oder freundlicher. Oder liebesfähiger. Oder liebevoller. Aber vor allem geistiger, wenn der Körper geht. Das will ich.

Was ist denn jung? Unbefangen nur sein.

Und was ist alt? Ich kann gar nicht fassen, dass ich, wie meine Frauen immer höhnisch sagen, stramm auf die (inzwischen) 80 zumarschiere. Schon als ich 61 war, haben sie gesagt: Du gehst ja stramm auf die 70 zu. Und das stimmt ja auch.

Grundsätzlich habe ich das Gefühl, ich bin noch nicht fertig mit der Welt. Habe noch kein abgeschlossenes Leben hinter mir. Sondern, da ist noch etwas, das mich beunruhigt. Ich weiß noch nicht genau, was das ist. Ich vermute, dass es etwas mit meinem gesellschaftlichen Dasein zu tun hat. Weil mein Geben und Nehmen noch nicht definierbar und ausgeglichen ist? Vielleicht kann man dann gehen, wenn da alles ruhig ist. Noch kommen die Fragen: Was machst du denn so? Was ist denn das?

* * *

Es ist noch nicht so, dass ich sagen kann: Gut, ihr habt alles von mir bekommen, was ihr zu bekommen hattet; ich habe von euch bekommen, was ich zu bekommen hatte; das ist jetzt geklärt und vorbei. Wir können jetzt was Neues anfangen. Ich kann gehen, wohin ich will. Und ihr sagt: Wenn er das tut – wunderbar. Wir haben keine Forderungen mehr an ihn.

So fühle ich mich noch nicht. Sondern eher so, dass wir noch was zu verhandeln haben. Dass ich noch eine Aufgabe habe. In dieser Welt. Mit den Bewohnern dieser Welt.

Ich weiß nicht genau, welche Aufgabe das ist. Eine Altenrevolution? Dafür spricht einiges. Ich weiß aber auch nicht genau, wie sie aussehen könnte. Ich habe meine Antennen dafür aufgestellt. Weil ich gerne ein Bild davon hätte, was das ist. Was ich da tun kann. Weil ich wissen möchte, wie ich das abwickeln kann, dieses Geben und Nehmen. Denn mir ist völlig klar: Meine Schwierigkeiten, nach innen zu gehen, zeigen, dass ich dem Außen noch in einer unzulänglichen und zu aktiven Weise verbunden bin. Da ist noch was. Da hält mich was. Da beschäftigt mich noch was. Wie kann ich das herunterfahren, damit ich innen hochfahren kann? Indem ich es abschließe? Indem ich es vervollständige?

Indem ich das Geben und Nehmen so kläre, dass danach niemand mehr von mir was zu fordern oder mit mir zu verhandeln hat. Und da bin ich noch nicht ganz so weit.

* * *

Den Harem halte ich für eine fortschrittliche Lebensform in der Zukunft. Die demographisch erzwungene Altenkommune. Es gibt sehr viel mehr Frauen, ältere, als Männer. Und es gibt das Bedürfnis und die Erfahrung, dass es besser ist, in einer Gruppe einsam alt zu werden.

Es wird eine lange, von Arbeit, Krankheit und finanzieller Not befreite Alterszeit geben, die dieser jetzigen ehemaligen 68er-Generation bevorsteht. Hiermit sind alle Voraussetzungen geschaffen, dass der Harem auch eine Gruppe ist, die der Bevölkerungsentwicklung folgt und versucht, aus diesem Alter mehr zu machen als ein Wegdämmern. Eine Sinnsuchergemeinschaft als Lebensform der Zukunft, die dann sicher

nicht mehr Harem genannt wird, weil das ein belasteter Begriff ist. Vielleicht Altengemeinschaft? Alter ist allerdings ein verpöntes Wort unter den 68ern, die ja alle nicht alt sein wollen. Da wird gesucht: Silver Generation, Best Ager, möglichst Englisch.

Ich fühle mich wie jemand, der einiges gesehen und erlebt hat und von daher mit den Jüngeren, verstehend, was sie tun und suchen, sich gut verständigen könnte. Obwohl es noch überhaupt nicht üblich ist und auch für die Jungen neu. Die erschrecken erst mal reflexartig vor dem Alten, weil es für sie das Traurige und Unlebendige bedeutet. Gruft. Schon tot. Gib endlich Ruhe.

Ich will jung werden – nicht jung bleiben.

Das unterscheidet mich von den Berufsjugendlichen, wie es viele 68er sind. Ich möchte nicht jung bleiben. Ich möchte jung werden – über das Sterben, nicht über das Nicht-sterben-wollen.

Und im Alter kann ich jetzt endlich jung sein. Nachdem ich in meiner Jugend alt sein musste.

* * *

Die Inder teilen das Leben in vier Abschnitte ein. Wir sollten wenigstens einen dritten dazu nehmen, wenn wir schon nicht vier schaffen. Und der dritte wäre der des Besinnenden.

Sie haben vier: der erste ist die Jugend, bis 25: Lernen beim Guru, enthaltsam sein. Dann kommt das mittlere Alter, 25 – 50, wo man weltlich aktiv ist: Soziales, Geld, vielleicht Familie, ein Werk.

Dann kommen 25 weitere Jahre, bis 75; das wären die Jahre des Ashrams: eine Gemeinschaft, in der man sich einem geistigen Training unterzieht, um herauszufinden, wer man ist. Wieder der Guru:

Selbsterkenntnis.

In Indien kommen dann, und davon werden wir wohl noch lange träumen, die Jahre des Sanyassin – die nächsten 25 Jahre bis zum Hundertsten. Die Ausbildung ist beendet. Die Loslösung von allem befreit ihn zu einer Entsagung, die ihm alles zu Füßen legt. Er gehört niemandem, ihm gehört nichts. Alles ist sein, alles ist er. Dem geistigen Leben vollständig hingegeben, ist er noch in der Welt mit seinem Körper, aber nicht mehr so oft – und fest. Er kann natürlich fliegen, zaubern, lächeln, schweigen und so alles sagen. Sagen diese sagenhaften Inder.

Auch wir wissen, dass man aus dem Körper muss. Wann das ist, weiß aber keiner. Ich auch nicht. Das kann schnell gehen. Das kann mittendrin sein. Ohne Vorzeichen. Das ist verborgen.

* * *

Ich habe mich manchmal gefragt, ob es nicht schon reicht. So toll ist es nicht, hier herumzukriechen und immer wieder zu sehen: Ja, soundso und soundso, das und das. Wenn man denkt, das wiederholt sich alles, kann man auch sagen: Wozu? Mir reicht es. Nimm mich raus. So eine eskapistische Geschichte. Weil man weltmüde ist und irgendwie denkt: Die Lebenskraft ist erschöpft, also wozu noch? Und interessiert mich das noch? Und das? Und das? Und muss ich jetzt noch herausfinden, wie das neueste Handy funktioniert? Da kann man sich peu à peu allmählich verabschieden wollen, so wie meine Mutter das gemacht hat.

Ich habe zu ihr gesagt: »Guck mal, ein Handy.«

»Ach ja? Gibt's so was, Junge? Ja, das brauch ich nicht mehr. Das sind so neumodische Dinge, das ist nicht mehr wichtig.«

Da steigt man aus.

Aber diese Müdigkeit ist eigentlich selten und nicht so stark. Ich hatte sie, als ich dem Meister begegnet bin: Ja, oh Gott, dieser ganze Blödsinn, den ich jetzt noch weiter machen muss – kann ich nicht wenigstens Mönch werden? Also eigentlich völlig rausgehen aus dem Körper, und nur noch so ein bisschen auf Schein. Nur noch für dich, Meister. Und nur noch ganz heilig. Meditieren, meditieren.

Ich habe das versucht, weil es sehr verlockend war. Und bin da auf ziemlich deutliche und brutale Weise zurückgestoßen worden. Der Meister hat diese ganzen Angebote nicht nur nicht angenommen, sondern mich richtig massiv daran erinnert, dass ich hier noch was zu tun habe, und dass ich mich gefälligst nicht davonmachen sollte auf die bequeme Tour: Meister, Meister! Unangenehme Welt, das wäre gelaufen. Ist ja viel schöner: Dem Meister Dienst leisten ist das Höchste.

Es wäre nur eine Flucht gewesen. Das habe ich dann gezeigt bekommen. Ich bekam eine zerstörte Bandscheibe. Wahrscheinlich habe ich zu viel gegessen, da war ich zu extrem. Ich habe dann Heiler aufgesucht, Geistheilung, und habe gesehen, nein, es geht nicht, ich muss die größeren, die westlichen Methoden – Chirurgie, dieses materielle Herangehen an den Körper – zur Korrektur benutzen, weil ich offensichtlich körperlich einen zu großen Fehler gemacht hatte. Und dann habe ich mich operieren lassen müssen, eine klassische Bandscheibenoperation, wo diese Bandscheibe aus meinem Rückgrat entfernt worden ist, weil sie schon so stark auf einen Nervenstrang gedrückt hat, dass mein rechtes Bein vollständig gelähmt war. Ich habe zu lange gewartet. Das war schon sehr riskant, weil es passieren kann, dass die Lähmung bleibt. Der Nerv stirbt ab, ist nicht mehr regenerierbar. Aber es ging gerade noch mal gut. Das war vor mehr als zwanzig Jahren. Ich habe die Schmerzen ausgehalten, keine Schmerzmittel, bin nur noch rumgekrochen. Ärzte können das gar nicht ertragen, wenn jemand wirklich Schmerzen hat. Wegmachen. Ich habe dabei viel über meinen Körper gelernt: dass ich freundlicher zu ihm sein muss. Ich hatte die Materialität zu massiv abzuschneiden versucht. Und dafür habe ich bezahlt. Und seitdem, glaube ich, weiß ich besser, welcher Anteil von Materialität notwendig ist, wenn man, wie ich, nach innen will. Irgendwas habe ich hier noch zu tun. Ich denke, dass ich es rausfinden werde.

Editorische Notiz

Es ist ein abenteuerliches Unternehmen, die Lebensgeschichte von Rainer Langhans zu veröffentlichen – von einem Menschen, der in den späten Sechzigern zur Ikone einer neuen rebellischen Jugendkultur wurde, und der in den Siebzigern einen vorläufigen Rückzug nach innen antrat. Seine spirituelle Klausur, wie Langhans selbst sagt, habe ihn grundlegend verändert; das schließt auch seine Sprache ein, die nicht immer und ohne weiteres allgemein verständlich ist. Schon einige Versuche, die Biographie von Langhans zu publizieren, sind wohl deshalb gescheitert.

Das vorliegende Buch ist auf Grundlage von Gesprächen entstanden, die Wolfgang Farkas mit Rainer Langhans im Sommer 2007 geführt hat. Das Material, insgesamt 24 Stunden Tonbandaufnahmen, wurde strukturiert und lektoriert; Eigenheiten der mündlichen Rede sind teilweise belassen worden.

Eine Erzählung über die eigene Vergangenheit erzählt immer auch etwas über das momentane Leben einer Person. Wie etwas wirklich gewesen ist, lässt sich nur rekonstruieren. Die im Anhang erstmals veröffentlichten Auszüge der einzigen Tagebücher von Langhans, entstanden zwischen 1958 und 1962, sowie Auszüge aus Briefen, die Langhans 1969 aus dem Gefängnis an seine damalige Freundin Uschi Obermaier schrieb, ergänzen seine von ihm selbst aktuell erzählte Geschichte. Und stehen immer wieder auch im Widerspruch dazu. Das ist durchaus beabsichtigt.

Auch für ihn war es ein Wagnis, sich auf die so offen wie möglich geführten Gespräche einzulassen. Dafür sei ihm gedankt.

Der Verlag

Das ist eine leicht überarbeitete Fassung der Originalfassung als Buch im Blumenbar-Verlag im Frühjahr 2008.

Zu ihr gehört ein Anhang mit Tagebuchauszügen aus den Jahren 1958-1961 sowie Briefe an Uschi Obermaier aus der U-Haft 1969.

Außerdem eine Zeittafel und eine Bibliographie

